

Österreichisch-Ungarische Revue.

Jahrgang XII.

1897. 1897.

Herausgegeben und redigiert

von

A. Mayer-Wyde.

22. Band, 3. Heft.

Wien.

Verlag der Österreichisch-Ungarischen Revue.

XVIII., Hans Sachs (vorm. Wildenmann)-Gasse 6.

Generaldebit für den ausländischen Buchhandel bei **Wilhelm Braumüller**, k. und k. Hof- und Universitätsbuchhändler, Wien und Leipzig.

Inhalt.

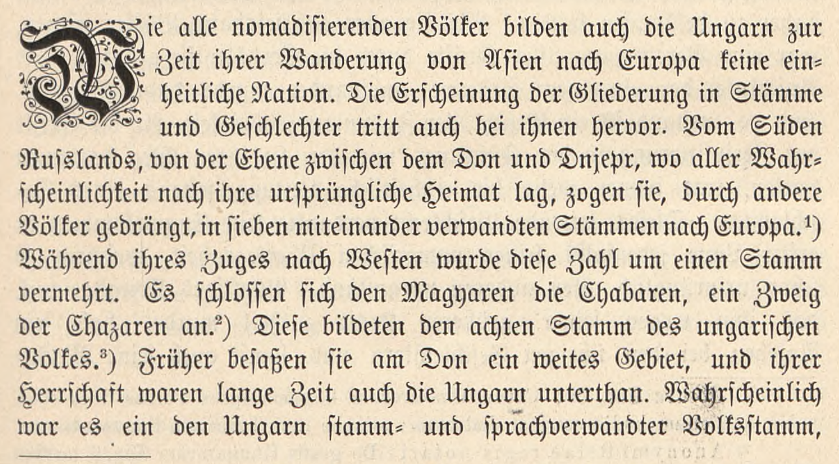


Grado.



Zur Entstehung der Monarchie in Ungarn.

Von Dr. Stephan v. Moldoványi.
Budapest.



Wie alle nomadisierenden Völker bilden auch die Ungarn zur Zeit ihrer Wanderung von Asien nach Europa keine einheitliche Nation. Die Erscheinung der Gliederung in Stämme und Geschlechter tritt auch bei ihnen hervor. Vom Süden Rußlands, von der Ebene zwischen dem Don und Dnjepr, wo aller Wahrscheinlichkeit nach ihre ursprüngliche Heimat lag, zogen sie, durch andere Völker gedrängt, in sieben miteinander verwandten Stämmen nach Europa.[1]) Während ihres Zuges nach Westen wurde diese Zahl um einen Stamm vermehrt. Es schlossen sich den Magyaren die Chabaren, ein Zweig der Chazaren an.[2]) Diese bildeten den achten Stamm des ungarischen Volkes.[3]) Früher besaßen sie am Don ein weites Gebiet, und ihrer Herrschaft waren lange Zeit auch die Ungarn unterthan. Wahrscheinlich war es ein den Ungarn stamm- und sprachverwandter Volksstamm,

---

[1]) Constantinus Porphyrogenitus, De administrando imperio Cap. 38: Erantque gentes eorum (Turcarum) septem, et principem vel indigenam vel alienigenam habuerunt nunquam. (Corpus Scriptor. Historiae Byzantinae. B. G. Niebuhr. Bonn 1840.)

[2]) Ebenda Cap. 39: Cabari a Chazarorum gente descendunt; facta autem inter eos secessione belloque orto civili prior pars (Turcae) vicit, quique victi, pars occisi sunt, pars fugientes ad Turcas se contulerunt, ibique sedes posuerunt, contractaque mutua amicitia Cabari apellati sunt.

[3]) Ebenda Cap. 40: Prima Cabarorum gens est, secunda Nece, tertia Megere, quarta Curtugermati, quinta Tariani, sexta Genach, septima Care, octava Case.

dessen Sprache sich nur dialectisch von der ungarischen unterschied.[1]) Im Laufe der Zeit verschmolz dieses Volk auch vollständig mit den Ungarn, ohne dieselben merklich beeinflusst zu haben.

Jeder Stamm hatte einen Häuptling, dem er gehorchte.[2]) Die Stämme insgesammt setzten sich wieder aus angeblich hundertacht Geschlechtern zusammen, denen gleichfalls je ein Häuptling vorstand.[3]) Der Zusammenhang zwischen den einzelnen Stämmen war gewiss ein lockerer, denn ein gemeinsames Oberhaupt gab es nicht. Jeder Stamm lebte frei und unabhängig von den anderen.

So gegliedert drangen die Ungarn bis zu den Pforten Westeuropas vor. Unterwegs hatten sie wahrscheinlich viele Kämpfe zu bestehen. Die Gefahren wurden immer größer, das Vordringen allmählich schwieriger, je mehr sie sich dem Westen näherten. Denn in den sarmatischen Steppen, in den Ebenen des Dongebietes, die sie durchstreiften, waren es immer wieder nur nomadische Stämme, denen sie begegneten, die ihren Weg mehr oder weniger hinderten, und die sie daher zu bekämpfen hatten. Als sie aber auf sesshafte Völker stießen, war eine Vereinigung aller Kräfte durch die Verhältnisse geboten. Der Anschluss der einzelnen Stämme aneinander wurde dadurch enger, und es entstand so ein Gefühl der Zusammengehörigkeit. An die Stelle der Zersplitterung in der Führung, mit der sie ihren Weg begonnen hatten, trat immer mehr die einheitliche Leitung seitens eines Geschlechtes. Dieses leitende Geschlecht verdankte sein Emporkommen in erster Linie jedenfalls seiner numerischen Überlegenheit, wodurch es schon ursprünglich allen anderen voranstand. Günstiges Kriegsgeschick, das ihm wegen seiner größeren Kraft zutheil wurde, hob sein Ansehen bei den übrigen Geschlechtern und somit auch seine Macht-

[1]) Ebenda Cap. 39: Cabari Chazarorum linguam ipsos Turcas docuerunt, habentque etiam hodie eandem dialectum; aliaque item Turcarum lingua utuntur.

[2]) Anonymi Belae regis notarii De gestis Hungarorum Cap. 6 werden die Namen der ungarischen Stammeshäupter erwähnt. Vorausgesetzt, dass auch hier dieselbe Reihenfolge eingehalten wird wie bei Constantinus Porphyrogenitus, ergibt sich daraus, welche Häuptlinge an der Spitze der sieben Stämme standen. Die Chabaren werden dabei nicht als Magyaren gerechnet, und die Reihenfolge muss somit mit dem zweiten Stamme beginnen. Septem virorum nomina haec fuerunt: Almus pater Arpad, Eleud pater Zobolsu, Cundu pater Curzan, Ound pater Ete, Tosu pater Lelu, Huba . . . Septimus Tuhutum pater Horca. (Rerum Hungaricarum Monumenta Arpadiana. S. Endlicher. Sangalli 1849.)

[3]) Simonis de Keza, De nobilibus advenis Cap. 1: Pura Hungaria plures tribus vel progenies non habeat, quam generationes centum et octo. (Rer. Hung. Mon. Arp.)

stellung. Die erbeuteten Güter vertheilte man im allgemeinen nach dem Grade der Tapferkeit, mit der man zum Siege beigetragen hatte. Noch lange über diese Zeit hinaus erhielt sich die Sitte. So wurde jenes Geschlecht auch bei der Theilung der gemeinschaftlich erworbenen Güter und Kriegsbeute bevorzugt. Es gelangte daher zu einem viel größeren Reichthum als die anderen.[1]) Ein weiterer Grund für seine spätere Hegemonie.

Noch bevor die Ungarn die Grenzen ihres heutigen Landes erreichten, gieng in der Person Arpads ein Fürst aus dem leitenden Geschlechte hervor — archon oder princeps nennen seine Würde die griechischen, rex die deutschen Schriftsteller — der die sieben Stämme zu einer Nation vereinigte.[2]) Der Tradition nach soll seine Würde auf freier Wahl beruht haben und mit ihm ein Vertrag geschlossen worden sein.[3]) Doch ist ein solcher Act politischer Weisheit, der jedenfalls eine höhere Cultur erfordert, bei einem nomadischen und auf niederer Bildungsstufe stehenden Volke, wie es die Ungarn damals waren, schwer denkbar. Fehlte auch nicht die Zustimmung seitens der Stammeshäupter, so war es doch nur die Nothwendigkeit, die sie zu diesem Schritte drängte. „Nicht die Liebe, sondern die Furcht" hielt diese zuchtlosen, abgehärteten Scharen zusammen.[4]) Man erkannte Arpad als Oberhaupt an, weil man sich nicht widersetzen konnte oder mochte. Gefahren von außen her, welche immerwährend drohten, innere Zwistigkeiten, die nie aufhörten, veranlassten die schwächeren Geschlechter, sich diesem leitenden Geschlechte anzuschließen, schon darum, weil man sich so am besten geschützt glaubte und dabei die größten Vortheile zu finden hoffte. Daher wuchs das Geschlecht immer mehr an Macht und Zahl. Gleiche Interessen und

---

[1]) Simonis de Keza, Gesta Hunnorum et Hungarorum: Ex istis ergo capitaneis Arpad filius Almi, rebus ditior erat et potentior gente. (Rer. Hung. Mon. Arp.)

[2]) Const. Porphyr. De admin. imp. Cap. 38: Ante hunc Arpadem Turcae principem alium nullum unquam habuerunt.

[3]) Anon. Cap. 5: Tunc ipsi septem principales personae communi et vero consilio intellexerunt, quod inceptum iter perficere non possent, nisi ducem ac praeceptorem super se habeant. Ergo libera voluntate et communi consensu semptem virorum elegerunt sibi ducem . . . Tunc supradicti viri ratum fecerunt iuramentum.

[4]) Leonis Imperatoris Tactica XVIII, 47: Haec igitur natio (Turcarum) sub unius dominatu cum sit, graves acerbasque poenas dat praefectis suis, si ullius delicti teneantur: neque amore, sed timore ab improbitate coerceretur. (Ed. Joannes Meursius Lugduni Bat. 1612.)

gleiche Gefahren bewirkten eine Stärkung der Einigkeit bei dem während seiner Wanderung immer bekriegten Volke. Es war dies natürlich, denn es galt jetzt, sich einen neuen Wohnsitz zu erobern. Deshalb überließ man die Leitung dem Geschlechte Arpads, als man noch außerhalb der Grenzen des heutigen Ungarns stand. Das Haupt des Geschlechtes, Arpad, wird von den Ungarn auf den Schild gehoben und dadurch als Führer, als Fürst anerkannt.[1]) Auf diese Weise entstand die Obermacht des Fürsten theils durch Zwang, theils durch freiwillige oder stillschweigende Unterordnung aller Stämme und Geschlechter.

So organisiert zogen die Ungarn in ihr heutiges Land. Jeder Stamm siedelte sich in demjenigen Landestheile an, den er für sich am geeignetsten hielt.[2]) Der weitaus größte Antheil am neuen Besitze fiel dem Fürsten zu, der während des Eroberungskrieges wirklicher Gebieter seines Volkes war. Er ernennt die Heerführer und ertheilt die Erlaubnis zur Besetzung von Landestheilen.[3]) Er entsendet Botschaften zu den eingeborenen Häuptlingen und empfängt solche von Seite derselben.[4]) Das Ergebnis jeder Expedition wird ihm gemeldet.[5]) Er schließt Frieden

---

1) Const. Porphyr. De admin. imp. Cap. 38: Arpadem etiam solemni Chazarorum more ac consuetudine in scuto erectum principem fecerunt.

2) Sim. de Keza, Gesta Hunn. et Hung.: Isti quidem capitanei loca descensumque sibi elegerunt. Similiter et generationes alie, ubi eis placuit eligentes.

3) Anon. Cap. 14: Arpad dux, missis exercitibus suis, totam terram sibi cum omnibus habitatoribus praeoccupavit. — Cap. 18: Borsu vero accepta licentia egressus felici fortuna. — Cap. 26: Tunc Tuhutum misit legatos suos ad ducem Arpad, ut sibi licentiam daret ultra silvas eundi contra Gelou ducem pugnare; dux vero Arpad ... ei licentiam ultra silvas eundi contra Gelou pugnare concessit. — Cap. 30: In eisdem temporibus dux Arpad misit multos milites in expeditionem, qui subiugarent sibi populum de castro Gumur et Nougrad. Omnibus etiam militibus in expeditionem euntibus principes et ductores constituit.

4) Ebenda Cap. 14: Missi vero Salani ducis secundo die ad ducem Arpadium pervenerunt, tertio autem die ducem Arpadium verbo domini sui salutaverunt, et mandata eius duci Arpadio retulerunt ... Tunc dux Arpad eodem modo misit nuntios suos ad Salanum ducem. — Cap. 19: Dux vero Arpad transactis quibusdam diebus legatos misit ad ducem Menumorout.

5) Ebenda Cap. 16: Turzol ... cum suis militibus ad ducem Arpadium reversus est, ut ei utilitatem illius terrae nuntiaret. — Cap. 18: Bors vero acceptis filiis incolarum in obsides, reversus est ad ducem Arpad. — Cap. 22: Tunc hi tres praenominati viri (Zobolsu, Tosu et Tuhutum) facta sua duci Arpad per fideles nuntios mandaverunt. — Cap. 28: Tosu vero et Zobolsu adepta victoria reversi sunt ad ducem Arpad.

und setzt die Bedingungen dazu fest.[1]) Er bestimmt das Schicksal der unterjochten oder gefangenen Eingeborenen.[2]) Er vertheilt Stücke vom eroberten Lande an die Vornehmen seines Volkes und belohnt diejenigen, welche erfolgreich am Kampfe theilgenommen haben.[3]) In jeder Beziehung war seine Stellung eine bevorzugte, seine Macht eine ausgebreitete. Von einer königlichen jedoch war sie noch weit entfernt. Die Verbindung zwischen den einzelnen Stämmen wurde durch seine Person zwar enger, doch hört die Unabhängigkeit der Stammeshäupter auch fernerhin nicht auf. Arpad selbst stand als Leiter des gesammten Volkes allerdings im Vordergrund, aber seinen Willen konnte er nicht unbeschränkt ausführen. Während des Erorberungskrieges stehen ihm stets die principes oder primates zur Seite, die er zurathe zieht.[4]) Sicherlich sind damit die Häuptlinge der Stämme und Geschlechter bezeichnet, die ihren Einfluss auf die Macht des Fürsten immerwährend geltend machten. Niketas, der Gesandte Kaiser Leos VI. von Byzanz, der jenen zu den Ungarn mit einem Ansuchen um Hilfe gegen die Bulgaren schickte, überbrachte im Namen seines Herrschers nicht nur dem Fürsten Arpad, sondern auch den Stammeshäuptlingen Geschenke. Dass seine Botschaft keine erfolglose war, ist wahrscheinlich auch dem Einflusse letzterer zuzuschreiben, mit denen Niketas ebenso unterhandelte wie mit dem Fürsten selbst.[5])

---

[1]) Ebenda Cap. 38: Dux Arpad et sui nobiles per legatos duci Salano remandaverunt . . . praecipimus domino vestro duci Salano, ut dimissa nostra terra, celerrimo cursu terram Bulgarorum eat, unde proavus suus descenderat mortuo Athila rege atavo nostro. Si autem hoc non fecerit, sciat nos in proximo tempore contra eum dimicaturos.

[2]) Ebenda Cap. 14: Dux Arpad castrum Borsa obsedit et tertio die pugnando apprehendit muros eius destruxit et milites Salani ducis, quos ibi invenit, catenis ligatos in castrum Hung duci praecepit.

[3]) Ebenda Cap. 15: Postea dux Arpad per gratiam suam totam terram cum habitatoribus suis eidem Ketel condonavit. — Cap. 17: Dux Arpad dedit terras multas diversorum locorum cum suis habitatoribus Edunec et Edumernec, quas etiam terras posteritas eorum, usque nunc habere meruerunt. — Cap. 28: Per gratiam ducis Arpad magnam terram acquisiverunt. — Cap. 30: Et cepit dux donare suis fidelibus loca et possessiones magnas.

[4]) Ebenda Cap. 14: Tunc dux Arpad inito consilio . . . — Cap. 19: Dux vero Arpad accepto suorum nobilium consilio . . . — Cap. 20: Arpad vero dux et sui nobiles . . . exercitum mittere ordinaverunt. — Cap. 22: Dux vero Arpad et sui primates . . . — Cap. 31: Postea dux et sui principes.

[5]) Horváth, Magyarország történelme (Geschichte Ungarns). Pest 1871. I, S. 28.

Auch wurde Arpad in seiner Thätigkeit durch zwei Großwürdenträger beschränkt, den Gylas und Karchan. Dieser stand ihm wahrscheinlich als Oberrichter, jener vielleicht als Oberfeldherr bei.[1]) Des Gylas Würde war die vornehmere, denn bei einem kriegerischen, in stetem Kampfe stehenden Volke war wohl die höchste Stellung die des Heerführers.

*

Die Besitznahme des Landes und die Begründung der ungarischen Herrschaft in demselben schritt unter Arpads Führung rasch vor sich. Denn nirgends fanden die Ungarn ernstlichen Widerstand. Die alten Insassen des Landes stellten sich zwar den Ankömmlingen entgegen, aber die Abwehr war weder stark noch gefährlich für das heranstürmende Volk. Einem einheitlichen Angriff unter einheitlicher Führung konnten diese auf große Flächen zerstreuten Hirtenvölker nicht widerstehen, wenigstens nicht lange. Überall kämpfte man ihrerseits ohne Erfolg. Sogar das mächtige Mährenreich brach zusammen. Sein großer Herrscher starb ein Jahr, bevor die Ungarn die Karpathen überschritten. Die Fehden seiner Söhne untereinander erleichterten den Sieg der Magyaren. In kurzer Zeit erlagen ihrem Ansturm alle Völker von der Marchmündung bis zur Gran, die einst Svatopluk beherrscht hatte. Die Ungarn setzten sich zwar nur in den breiten Ebenen zwischen der Donau und den Karpathen fest und beließen die nördlichen Gebirgsgegenden im Besitze der Slaven, die zu ihnen in ein Hörigkeitsverhältnis traten, aber gerade dadurch wurden Nord- und Südslaven getrennt und ihre Vereinigung und die Gründung eines großen Slavenreiches für immer unmöglich gemacht.

Gegenüber einem solchen Ansturm konnte nicht einmal das Frankenreich seine Ostmarken und seine Tributrechte in Pannonien behaupten. Nach 889, dem Zeitpunkte, da die Ungarn ihre alte Heimat im Dongebiete verlassen hatten,[2]) fiel in wenigen Jahren alles Land von den

---

[1]) Const. Porphyr. De admin. imp. Cap. 40: Habent autem primum ducem exercitus principum e prosapia Arpade, cum quo duo alii gylas et carchan, qui iudicum vicem obtinent. Suntque gylas et carchan non nomina propria, sed dignitates . . . gylas tamen maior est, quam carchan. — Vgl. auch Comes Géza Kuun, Relationum Hungarorum cum oriente gentibusque orientalis originis historia antiquissima. I, S. 20, Anmerk.

[2]) Reginonis Chronicon 889: Anno domini incarnationis 889 gens Hungarorum ferocissima egressa est. M. G. I, 559. Vgl. Pauler, Lebedia, Etelköz, Millenarium. Századok XIV. S. 109.

nördlichen Karpathen bis zur Save und von den östlichen Karpathen bis zum alten Noricum in ihre Hände. Das Reich der Magyaren war somit begründet auf einem Gebiete, wo nahezu sechs Jahrhunderte hindurch mehr als zwölf Völkerschaften nach einer politischen Einheit gestrebt und wo das ost- und weströmische Reich vergebens um ihre Machtausbreitung gerungen hatten.

Nach der Besitznahme Ungarns theilten sich die einzelnen Geschlechter in das Land. Grund und Boden wurde Gemeingut des Geschlechtes und stand in gemeinschaftlicher Benützung etwa wie bei der deutschen Markgenossenschaft, sofern dieselbe Collectivwirtschaft betrieb. Jedes Mitglied des Geschlechtes hatte gleichen Antheil am Collectivgut. Einen Unterschied zwischen ihnen auf Grund des Eigenthums gab es daher nicht. Wohl aber mochten die Geschlechtsmitglieder und deren Häuptlinge in ihrer socialen Stellung ungleich gewesen sein. Letztere werden als primates oder principales personae, die Mitglieder des Geschlechtes als milites bezeichnet. Worin aber die Ungleichheit zum Ausdruck kam, ist kaum zu erforschen. Denn diese wie jene werden nobiles genannt und als Adelige gleichgestellt.[1]) Ihre Pflichten und Rechte mögen gleich gewesen sein, wie in dieser Hinsicht eine Gleichheit im ungarischen Adel auch noch lange nach der Errichtung des Königthums aufrecht erhalten blieb.

Bei der Bodentheilung, welche sich jedenfalls erst in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts vollzog, fiel den Geschlechtshäuptern ein größerer Antheil am gemeinschaftlichen Besitze zu. Der größere Grundbesitz, dann später die Würden, die von den Königen gerade diesem reichbegüterten Adel verliehen wurden, machten zwar einen Unterschied zwischen ihm und den kleineren Grundbesitzern erkennbar, die durch keine königliche Gunstbezeugung ausgezeichnet und daher privati nobiles genannt wurden. Größere Macht, Ansehen und Einkünfte bewirkten also wohl eine Absonderung unter dem Adel, aber in seiner rechtlichen Stellung, in seinem Verhältnis zum König offenbarte dieser Unterschied sich nicht. Denn die Würde war nicht von dauernder, sondern nur vorübergehender Natur. Sobald sie entzogen wurde, trat ihr Träger wieder als privatus nobilis in den Hintergrund. König Stephan der Heilige, der erste König von Ungarn, nennt den

[1]) Anon. Cap. 40: Dux vero Arpad et sui milites adepta victoria . . . In illo loco dux et sui nobiles ordinaverunt omnes consuetudinarias leges regni et omnia iura eius, qualiter servirent duci et primatibus suis. — Cap. 57: Et ipso vivente accepit iuramenta suorum nobilium.

Adel ohne Unterschied die Brüder des Königs.[1]) Eine Schichtung des Adels trat also, wie bereits erwähnt, auch nach der Errichtung des Königthums nicht ein. Und auch für die folgenden Zeiten kann davon noch lange nicht die Rede sein. Erst als der reiche Adel angesichts seiner Macht von schwachen Königen allmählich mehr und mehr Rechte zu ertrotzen wusste, führte die Verschiedenheit im Besitze etwa in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, einen Unterschied in der rechtlichen Stellung innerhalb des Adels herbei.

Als nobiles können vor der Errichtung der Monarchie wohl alle Ungarn angesehen werden, sofern sie infolge eines Vergehens ihrer Rechte nicht verlustig geworden sind. Denn nach dem Kriegsgebrauch aller nomadischen Völker wurde auch bei den Ungarn zu jener Zeit die Feigheit im Kampfe mit Knechtschaft bestraft.[2]) Außer diesen gab es noch Unfreie, zu welchen man die alten Bewohner des Landes oder die in Kriegen mit fremden Völkern Gefangenen und als Beute Fortgeschleppten gemacht hatte. Ihr Los wurde durch die Art bestimmt, wie sie in die Hände der Eroberer fielen. Die mit der Waffe in der Hand Widerstand leisteten, wurden zu Knechten gemacht.[3]) Die sich aber freiwillig ergaben oder unterwarfen, ließ man in ihren Wohn-

---

[1]) S. Stephani Regis De morum institutione ad Emericum ducem Cap. IV: Quartus decor regni est fidelitas, fortitudo, agilitas, comitas, providentia principum, comitum militum . . . illi enim fili mi, sunt patres et fratres; ex his vero neminem in servitutem redigas vel servum nomines. (Rer. Hung. Mon. Arp.)

[2]) Sim. de Keza, Gesta Hunn. et Hung.: Quicumque ergo edictum contemsisset, pretendere non valens rationem, lex Scitica per medium cultro huiusmodi detruncabat, vel exponi in causas desperatas, aut detrudi in communium servitutem; vitia itaque et excessus huiusmodi unum Hungarum ab alio separavit, alias cum unus pater et una mater omnes Hungaros procreaverit, quo modo unus nobilis alter ignobilis diceretur, nisi victus per tales causas communis haberetur.

[3]) Anon. Cap. 21: Postea Zobolsu et Tosu usque ad castrum Zotmar pervenerunt et castrum per tres dies pugnando obsidentes victoriam adepti sunt, et quarto die castrum intrantes, milites ducis Menumorout, quos ibi apprehendere potuerunt, catenis ferreis obligatos in deterrima carceris inferiora miserunt. — Cap. 37: Adepta victoria reversi sunt ad ducem Arpad, et omnes infideles illius terrae ferreis catenis ligatos secum duxerunt. — Sim. de Keza, De Udvornicis: Factum est, quod Hungari possessa Pannonia, Christianos et Paganos more gentium quosdam captivos occiderent resistentes, aliquos ex captivis virtuosos ad prelium deducentes secum, aliquam ipsis portionem de spoliis erogarent, quosdam vero diversis servitiis mancipando in proprietatem circa sua tabernacula solerent conservare. (Rer. Hung. Mon. Arp.)

sitzen.[1]) Doch traten diese zu den Ungarn in ein Hörigkeitsverhältnis. Vermuthlich wurden einige aus ihren Reihen im Laufe der Zeit in den Stand der milites erhoben. Denn mit den Ungarn zogen auch Slaven in den Krieg, die zahlreichsten Bewohner des Landes vor der Einwanderung der Ungarn.

❦

Fortan wurden die Ungarn im sicheren Besitze ihre Landes nicht mehr gestört; denn niemand stritt sich um diesen Landstrich des östlichen Europas. Kein anderer Theil der aus so heterogenen Elementen zusammengestellten Bevölkerung des Landes konnte eine Übermacht erringen; sie waren auf große Flächen zerstreut und kraftlos. Die gemeinsame Schwäche hielt sie in gleicher Abhängigkeit von der neuen Herrschaft. Die Nachbarstaaten konnten auch nicht eingreifen; sie waren dem Untergange nahe und rieben gegenseitig ihre Kräfte auf. So fügten sich die unterworfenen fremden Völker in kurzer Zeit der ungarischen Herrschaft, die auch nicht drückend gewesen sein mag.

Der ungestörte Besitz des Landes schwächte alsbald wieder das Bedürfnis eines engeren Zusammenhaltens unter den Ungarn, das die Noth den einzelnen Stämmen aufgedrängt hatte. Das kriegerische, rauhe Volk, welches während seiner langen Wanderung von Asien nach Europa sich jeden Schritt vorwärts hatte erkämpfen müssen, konnte sich an Sesshaftigkeit und regelmäßiges Leben auch nach der Besitznahme seines heutigen Landes lange nicht gewöhnen. Die wilden Sitten trieben die freien Männer mehr zu den Waffen als zu dem Pfluge. Die Stämme, einzeln oder verbündet, unternahmen Beutezüge nach dem Auslande oder betrieben Jagd in dem mit Waldungen damals noch dicht bedeckten Lande. Der Nordosten desselben, vom rechten Theißufer an, war sogar Urwald, den man erst im 13. Jahrhundert zu roden begann.[2]) Auf Streifzügen oder auf der Jagd ver-

---

[1]) Ebenda Cap. 33: Tunc omnes sclavi habitatores terrae, qui primo erant Salani ducis, propter timorem eorum, se sua libera sponte subiugaverunt eis (Hungaris), nullo manum sublavente, et ita cum magno timore et tremore serviebant eis, ac si olim domini eorum fuissent. Tunc Zvarda et Cadusa . . . cum vidissent populum multum sine bello ipsis subiugatum . . . melioribus habitatoribus terrae, qui filios suos in obsides dederunt, diversa dona praesentaverunt et blandis verbis sub dominium ducis Arpad sine bello subiugaverunt et ipsos secum in expeditionem duxerunt.

[2]) Wenzel, Magyarország mezőgazdaságának története (Geschichte der Landwirtschaft Ungarns). Budapest 1887. S. 99 ff.

schafften sie sich einen Theil ihres Unterhaltes.[1]) Die alten Bewohner des Landes, die in die Knechtschaft gefallen waren, wurden zwar als Zubehör desselben vertheilt[2]) und bestellten den Boden der Eroberer; dennoch befand sich der Ackerbau in sehr primitivem Zustande. Der größte Theil des Landes wurde als Weide benützt für die zahlreichen Herden, wahrscheinlich den einzigen Reichthum der Ungarn.[3])

So setzten die Ankömmlinge in ihrer neuen Heimat dasselbe Leben fort, das sie auf den Steppen zwischen dem Don und Dnjepr geführt hatten. Dabei fanden sie viel Ähnlichkeit zwischen diesen Ebenen und jenen der Theißgegend. Alles glich der alten Heimat. Die Geschichte der Ungarn ist von nun an mehr als ein halbes Jahrhundert hindurch von Kriegen und Streifzügen erfüllt, die sie gegen die westlichen Nachbarstaaten inscenierten. Seit Attilas Zeiten sah Europa keine solchen wüstenden Scharen.

Nach Arpads Tode lockerten sich die Bande, mit denen er sein Volk zusammengehalten hatte. Die einheitliche Leitung verschwand bald während der Streifzüge in dem Auslande. Von einer fürstlichen Macht ist in dieser Epoche und auch darüber hinaus nichts zu bemerken. Nirgends äußerte sich die Gewalt eines Oberhauptes. Arpads Gestalt überragte alle seine Zeitgenossen. Unter seiner Führung wurde das Land erobert. Ihm ordneten sich die Stammes- und Geschlechtshäupter unter. Verloren diese auch nicht gänzlich ihren Einfluss, so stehen sie doch neben der markanten Persönlichkeit Arpads im Hintergrunde. Während des ganzen Eroberungskrieges sind eher die Contouren als die vollen Bildnisse dieser unabhängigen Häuptlinge bemerkbar.[4]) Dadurch erscheint das Volk als

[1]) Reginonis Chronicon 889: Et primo quidem Pannoniorum et Avarorum solitudines pererrantes, venata ac piscatione victum cottidianum quaeritant. M. G. I, 600.

[2]) Anon. Cap. 15: Postea dux Arpad per gratiam suam totam terram cum habitatoribus condonavit. — Cap. 16: Dux Arpad dedit terras multas diversorum locorum cum habitatoribus suis. — Cap. 47: Dedit terram iuxta Danubium cum populo non numerato.

[3]) Leon. Imp. Tactica XVIII, 53: Bestiarum multitudinem secum habent, equorum iumentorumque aliorum. — Cap. 63: Pastionum inopia maximo impedimento Turcorum exercitui est, quia multitudinem iumentorum secum semper vehunt.

[4]) Der ausführlichste Berichterstatter der Eroberung Ungarns, der hier viel citierte Anonymus Belae regis notarius, befasst sich mit der Person Arpads in größter Weitläufigkeit, während die übrigen Stammeshäupter nur nebenbei und dann nur als Vollzieher der fürstlichen Befehle erwähnt werden.

geschlossenes Ganzes, aus dem Arpad als wirklicher Fürst deutlich erkennbar hervortritt. Mit ihm zugleich verschwindet die fürstliche Macht, die sein Volk als eine einheitliche Nation erscheinen ließ. Von seinem Tode bis zum 10. Jahrhundert kann in der Geschichte Ungarns von einem eigentlichen Oberhaupte nicht mehr die Rede sein. Das Volk fiel wieder in die einfache Stammes- und Geschlechtsorganisation zurück. Zur Einheit hatte es nur für die Zeit der Gefahren, während des Eroberungszuges, eine starke Hand erheben können. Die Stammes- und Geschlechtsverfassung kam während der Kriegs- und Streifzüge, welche die Ungarn von ihrem neuen Wohnsitze aus unternahmen, deutlich zum Ausdruck. Sie zogen nie in geschlossenen Reihen heran, sondern in mehreren kleinen, getrennten Heereshaufen. Sie lagerten sich nach Stämmen und Geschlechtern geschieden.[1])

Inwiefern in dieser Epoche der ungarischen Streifzüge nach dem Westen von einer einheitlichen Oberleitung überhaupt die Rede sein kann, ist kaum zu bestimmen. Zwar lebte das fürstliche Geschlecht in den Nachkommen Arpads fort,[2]) aber die Bestimmung ihrer Machtstellung ist sehr schwierig. Sicherlich war ihre Gewalt nur auf ihren Stamm beschränkt und somit von der eines jeden anderen Stammeshäuptlings wenig verschieden. Von einem fürstlichen Nachfolger Arpads weiß man außerhalb des Landes nichts und das zu einer Zeit, da sich ganz Europa von der Ostsee bis zur ewigen Stadt mit den Ungarn und ihren Streifzügen zu beschäftigen hatte. In den Berichten über die Siege, welche die Ungarn im Ausland errungen haben, werden niemals Arpadiaden angeführt, sondern Namen, die wahrscheinlich Häuptlingen anderer Geschlechter angehörten. Beim zweiten Einfall in Italien nach dem Tode Berengars (924) führt ein Szalard die Ungarn nach den lombardischen Ebenen und nicht der Erbe Arpads.[3])

[1]) Leon. Imp. Tactica XVIII, 54: Castra ponunt non in fossato, quemadmodum Romani, sed usque ad belli diem per cognationes et tribus disperguntur.

[2]) Const. Porphyr. De admin. imp. Cap. 40: Sciendum vero Arpadem magnum Turciae principem filios genuisse quattuor, quorum primus Tarcatzus, secundus Jelech, tertius Jutotzas, quartus Zaltan. Rursus Arpade primogenitus Tarcatzus filium habuit Tebele, alter Jelech filium genuit Ezelech, tertius Jutotzas filium suscepit Phalitzin, qui nunc principatum tenet. Quartus Zaltan filium habuit Taxin.

[3]) Liudprandi Antapodosis III, Cap. 1: Rege Berengario defuncto atque absente Rudolfo, Hungariorum rabies Salardo praeduce totam per Italiam dilatatur. M. G. III, 303.

Heinrich I. bei Riade (937) und 18 Jahre nachher Otto I. bei Augsburg standen mit der ganzen, ihrer Zahl nach übrigens von den Annalen überschätzten Streitkraft der Ungarn im Kampfe, und dennoch steht nicht Taksony, der Nachkomme Arpads, an der Spitze der Kriegsscharen, sondern andere Männer, deren Namen hauptsächlich durch diese Kämpfe der Nachwelt erhalten blieben. Letztere haben den ungarischen Heldensagen, welche uns überliefert wurden, reichlichen Stoff geboten. Aber keine Gestalt steht im Mittelpunkte aller dieser Sagen; jede behandelt besondere Ereignisse, hebt ihre besonderen Männer hervor ohne Zusammenhang mit den anderen durch die epische Erscheinung desselben Helden, desselben epochemachenden Ereignisses.[1])

Jeder Stamm lebte unabhängig von den anderen und übte seinen Willen frei aus. Waren die Sitze der Stämme geographisch auch nicht abgesondert, nicht durch Flüsse oder künstliche Grenzen voneinander getrennt, wie es uns berichtet wird,[2]) so bestand dennoch bloß ein lockerer Zusammenhang zwischen ihnen. Denn bei der geringen Zahl der Ungarn und der großen Fläche des Landes wohnte das Volk zerstreut in demselben, ein Umstand, der jeder Centralisation stark widerstrebte. Die häufigen Streifzüge nach dem Auslande unternahm selten das ganze Volk; fast in den meisten Fällen war es nur ein Stamm oder einzelne vereinigte Stämme, die auf Beute ausgiengen. Waren sie aber alle ausgerückt, so deutet die örtliche Verschiedenheit ihrer Kriegsoperationen auf das Fehlen einer einheitlichen Führung. So leistete im Jahre 926 ein Theil der Ungarn dem Könige von Lombardien Hilfe in seinem Kampfe gegen Rudolf von Burgund, und zu gleicher Zeit wird Sachsen verwüstet von einer anderen Schar der Ungarn, die wieder ihren eigenen Führer hatte.[3])

Auf solchen Streifzügen gelangten einige aus dem Volke, wegen ihrer Tapferkeit geehrt, zu einer thatsächlichen Machtstellung. Die kriegerischen Scharen, welche hinauszogen, wählten derartige Männer zu ihren Führern. Daher die verschiedenen Namen, die man in den Berichten über diese Kämpfe antrifft. Einzelne der Heerführer, mögen

---

[1]) Beöthy, A magyar irodalom története (Geschichte der ungarischen Literatur). Budapest 1896. I, S. 38.

[2]) Const. Porphyr. De admin. imp. Cap. 40: Octo vero hae Turcarum gentes principibus suis subiectae non sunt, sed singulae, pro fluminibus, quibus distinguuntur, mutuo inter se contractu statuerunt, quamcunque partem bello infestari contigerit, ei communiter omni studio et cura suppetias ferre.

[3]) Horváth a. a. O., I, S. 88 ff.

es Stammeshäuptlinge gewesen sein oder nicht, treten deutlich hervor; ihnen gegenüber verblasst das Ansehen des arpadischen Geschlechtes. Während eines Streifzuges (925) gegen Kaiser Heinrich I. boten die Ungarn dem Kaiser, als einer der ungarischen Heerführer in Gefangenschaft gerieth, großes Lösegeld für dessen Freilassung an. Doch nicht nur Geld, sondern — sicherlich ein größeres Opfer ihrerseits — neunjährigen Frieden versprachen sie für den hochgeschätzten Mann, der kein Mitglied des arpadischen Geschlechtes war.[1]) Sogar die Reihenfolge der Nachfolger Arpads ist nicht genau bekannt. Nach außen hin erscheinen diese Heerführer an der Spitze ihrer Leute wie selbständige Fürsten. Die oströmischen Kaiser richteten ihre Briefe an die Fürsten der Ungarn.[2]) Auch der Biograph des heiligen Ulrich spricht von Königen und Fürsten der Ungarn, die in Regensburg hingerichtet wurden.[3])

Alles war so decentralisiert. Nur die gemeinschaftliche Gefahr hätte alle Kräfte vereinigen können. Aggressive Absichten standen jedoch im Inneren des Landes bei der kriegerischen Überlegenheit der Ungarn den unterjochten Eingeborenen ferne. Einen Angriff von außen hatten sie zu jener Zeit wohl aus demselben Grunde auch nicht zu befürchten. Was dies Volk zusammenhielt, war der gemeinsame Glaube, wenn man überhaupt dem Fetischismus der Magyaren[4]) oder einer Religion, die sich nur wenig über einen solchen emporhebt, eine besondere Wirkung zuschreiben kann oder darf.

---

[1]) Ebenda S. 92.

[2]) Constantinus Porphyrogenitus, De cerimoniis aulae Byzantinae II, Cap. 48: Ad archontes Turcarum mittitur bulla aurea bisoldia cum hoc titulo· Litterae constantini et Romani, Christum amantium Imperatorum Romanorum ad Archontes Turcarum. (Corp. Script. Hist. Byzant. B. G. Niebuhr.)

[3]) Gerhardi Vita Sancti Oudalrici episcopi Cap. 12: Post multos dies reges eorum (Ungrorum) et principes comprehensi et ad Radesponam perducti eculeo suspenderentur. M. G. IV, 402.

[4]) Theophylacti Simocattae Historiarum VII., Cap. 8: Turcae admodum stolide ignem colunt, aëremque et aquam venerantur, telluri hymnos concinunt, adorant autem tantummodo et deum nuncupant, qui hanc rerum universitatem aedificavit; huic equos et boves et oves sacrificant; habentque sacerdotes, in quibus inesse vaticinandi facultatem arbitrantur. (Corp. Script. Hist. Byzant. B. G. Niebuhr.) — Vgl. auch Com. Géza Kuun a. a. O., I, S. 23.

(Schluss folgt.)

Grado.

Mit vier Illustrationen.[1])



Von **Anton Krisch.**

Einer der interessantesten Orte an unserer langgestreckten Meeresküste ist unstreitig das im Triester Seebezirke gelegene Städtchen Grado mit seinen 3400 Einwohnern, welches, auf einer westlich von der Isonzo-Mündung entstandenen Sanddüne erbaut, durch die Lagune vom friaulischen Festlande getrennt, in die Adria hinausreicht. Der Ursprung Grados datiert aus dem Jahre 452 n. Chr., in welchem die Bewohner von Aquileja, durch die über die Ostalpen gegen Italien vordringenden Heereszüge Attilas bedroht, auf die Sandinsel Grado flüchteten und daselbst den Ort „ad aquas Gradatas" gründeten, aus welchem im Verlaufe der Zeit das heutige Grado entstanden war. Eine besonders rasche Entwicklung dieser Ansiedlung hatte Grado dem im Jahre 607 n. Chr. erfolgten Residenzwechsel des Patriarchen von Aquileja zu verdanken, als nämlich die besitzende Classe und Geistlichkeit von Aquileja und Umgebung ihre Schätze nach Grado brachten, infolge dessen in nicht langer Zeit Handel und Gewerbe erblühten und Grado den neugegründeten Städten des östlichen Oberitaliens, wie z. B. Rialto (das jetzige Venedig), Torcello und Malamocco, immer empfindlichere Concurrenz zu machen in die Lage kam. Durch zwei Jahrhunderte spielte Grado als Dogenresidenz der ehemaligen Föderativrepublik der Lagunenstädte eine bedeutende Rolle, um sie später an das mächtiger gewordene Venedig abzugeben, während das Patriarchat dort verblieb, dann aber infolge eines Kirchenschismas mit dem mittlerweile in Aquileja wiedererstandenen Patriarchate in langjährige Zwistigkeiten gerieth. Letzteres, im Besitze der weltlichen Macht über einen großen Theil Friauls, war Verbündeter des deutschen Kaiserreiches geworden, während das Patriarchat von Grado als venetianisches in die damals zwischen dem Kaiserreiche und der Republik Venedig herrschenden Streitigkeiten verwickelt wurde, welche in Thätlichkeiten aller Art übergiengen.

---

[1]) Die Abbildungen 2—4 sind dem Werke Giuseppe Caprins „Lagune di Grado" (Schimpff, Triest 1890) mit liebenswürdiger Einwilligung sowohl des Autors als der Verlagshandlung entnommen, welch letztere auch die dazu gehörigen Ätzungen uns freundlichst zur Verfügung gestellt hat. Die Red.

Durch häufige Raubzüge der Söldlinge des Patriarchen von Aquileja, welche abzuwehren die Republik von Venedig nicht immer in der Lage war, wurde Grado binnen einem Zeitraume von 500 Jahren 13mal überfallen, geplündert und zerstört, so dass der Patriarch Dominik VI. es vorzog, 1445 seinen ständigen Sitz nach Venedig zu verlegen, um sich von da aus nur noch zu ganz besonderen kirchlichen Feierlichkeiten nach Grado zu begeben. Dadurch geschah es auch, dass die wohlhabenden Familien die so schwer heimgesuchte Stadt unter Mitnahme aller halbwegs transportablen Habe ebenfalls verließen, um in Venedig ihren bleibenden Wohnsitz aufzuschlagen. So kam es, dass bloß die arme Bevölkerung in Grado zurückblieb, welche, später durch Hungersnoth und epidemische Krankheiten decimiert, nicht mehr im Stande war, ihren wankenden Heimatsboden vor den sich heranwälzenden Meeresfluten durch Errichtung von Schutzbauten zu vertheidigen. Die Republik Venedig übte nach Abzug des Patriarchen ihre Herrschaft über Grado durch die Bestellung eines Gouverneurs aus, welcher den Titel eines „Grafen von Grado" führte, kümmerte sich aber bis auf die Verleihung einiger Privilegien und Steuerbefreiungen um die zu einem Fischerdorfe herabgesunkene Mutterstadt fast gar nicht mehr, so dass die Bevölkerung von Grado im Jahre 1591 sich nur noch mit 1300 Seelen bezifferte. Die Periode 1200 bis 1700 lieferte den damaligen Zeitgenossen die ergreifendsten Bilder bitterer Noth und drückendsten Elends, gepaart mit unerschütterlicher Ausdauer der Bewohner von Grado in der Vertheidigung der heimatlichen Scholle und in der Hoffnung, dass ihre Enkelkinder wieder einmal bessere Tage sehen würden. 1797 von den Franzosen vorübergehend besetzt, fiel Grado kraft der Friedensbestimmungen von Campoformio an Österreich, wurde aber 1807 abermals von den Franzosen occupiert, um 1815 definitiv an Österreich zu gelangen.

Während der Franzosenherrschaft fiel das monumentale Gemeindehaus unter der Pike des Geniesoldaten, um mit dem daraus gewonnenen Materiale eine Feste zu erbauen, die bis vor kurzem als Seeleuchtengebäude benützt wurde. Auch die Engländer, die im Jahre 1810 bei Grado gelandet waren, haben dort kein gutes Andenken hinterlassen, da sie das städtische Archiv auf offenem Platze verbrannten und hierdurch die Stadt ihres unstreitig kostbarsten Schatzes beraubten. Das Bestreben der österreichischen Regierung, Grado seiner damaligen Armut zu entreißen, gieng vor allem dahin, die Existenz des von den Meeresfluten arg zerstörten Städtchens durch Errichtung von

Schutzbauten zu sichern, im Orte selbst einen Hafen anzulegen, letzteren mit der See und Lagune zu verbinden, in der Lagune hingegen zur Ermöglichung des Verkehres entsprechend breite und



Gässchen im alten Stadttheile von Grado.

tiefe Canäle herzustellen und diese bis zum Festlande zu führen. Die von der österreichischen Regierung für Seebauten jeder Art, für die Markierung der schiffbaren Canäle durch Pfahlgruppen und Leitpfähle, für die Aufrichtung von See- und Hafenleuchten und für Baggerungen aufgewandten Kosten haben seit der Besitzergreifung

dieses Gebietes die namhafte Summe von 590.000 fl. bereits überschritten, und wird die projectierte Verlängerung der Friauler Eisenbahn von Cervignano nach Aquileja sowie die von der Regierung im Principe schon genehmigte Herstellung einer gedämmten, durch die Lagune führenden festen Fahrstraße nach der Trace Aquileja—Belvedere—Taglio Piccolo und Grado letzteres in nicht mehr ferner Zeit mit dem Festlande in unmittelbare Verbindung bringen, wodurch das so oft aufgetauchte Project der Schaffung eines großartigen Seebades in Grado wieder in den Vordergrund treten dürfte.

Die Bevölkerung von Grado, jene der Lagune inbegriffen, ist trotz des jahrelangen, harten Kampfes um ihr Dasein eine so gutmüthige und ehrliche geblieben, dass der Fremde schon beim ersten Besuche dieser interessanten Region auf das angenehmste berührt wird. Nirgends ist die Sicherheit von Person und Eigenthum eine größere, nirgends ist man diensteifriger, hilfsbereiter und bescheidener in der Forderung für geleistete Dienste als hier. Von schlankem, ebenmäßigem Körperbau, dunkler Hautfarbe, mit großen Augen und tiefschwarzem Haare, trägt der echte Gradeser den Typus des Südländers. An der Anspruchslosigkeit dieses Völkchens können wir uns alle ein Beispiel nehmen, da ein Stück Polenta (in Wasser gekochtes, mit etwas Salz gewürztes Maismehl) und ein ärmliches Fischchen oder eine Handvoll Krabben fast ausschließlich seine Nahrung bilden. Wein, der mittelst Barken vom Festlande hergebracht werden muss, ist ein nur für den Bemittelten zugängliches Genussmittel, denn die Mehrzahl muss sich begnügen, gegen Bezahlung von 2 Kreuzern in den Besitz eines Schaffes Regenwasser (circa 15 *l*) aus der etwa 3000 m^3 Wasser fassenden Gemeindecisterne zu gelangen.

Zur Gewinnung eines besseren Trinkwassers hat die Gemeinde von Grado in neuester Zeit versucht, mit einem Kostenaufwande von über 3000 fl. an zwei verschiedenen Punkten der Stadt artesianische Brunnen herzustellen, von welchen der eine etwa 20 *l* nicht genießbaren Wassers pro Minute liefert, während der zweite nach einer bis 80 *m* gediehenen Bohrung noch immer kein Wasser zutage fördert.

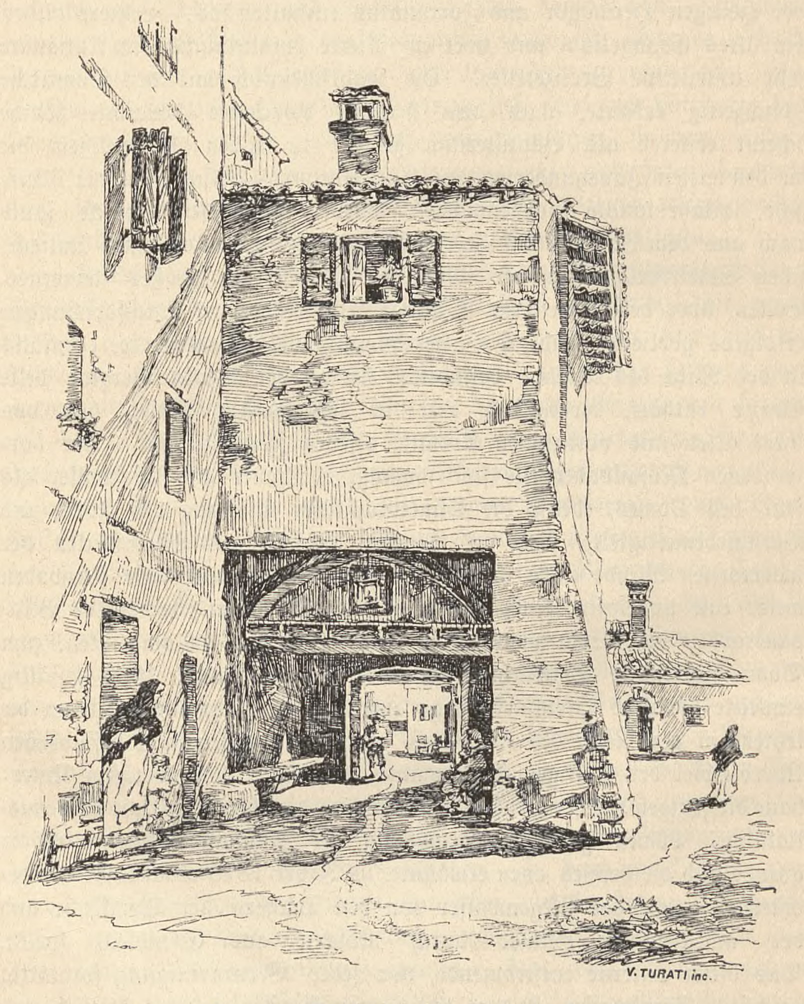
Nahezu die ganze in und um Grado wohnende Bevölkerung lebt von der Fischerei, wozu außer dem eigentlichen Fischfange das Einsammeln von Krabben, Austern und Muschelthieren, die Fisch- und Austernzucht, die Bereitung von Fischconserven, der Bau und die Instandhaltung von Fischerbooten sowie die Erzeugung von Netzen und sonstigen Fischereigeräthen gehören. Von den Gradeser Fischer-

familien lebt ein Theil im Orte selbst, um von da aus der Ausübung ihres Gewerbes sowohl in der Lagune als in offener See zu obliegen, der in der Lagune lebende Theil wohnt das ganze Jahr hindurch in ärmlichen, aus Schilfrohr und getrocknetem Schlamme erbauten Hütten. Während der Badesaison finden die Männer vielfach Gelegenheit, sich als Bootsführer und Lastträger zu verdingen. Die Seefischerei treibende Bevölkerung erfreut sich seit dem Entstehen der Conservenfabriken eines, wenn auch nicht reichlichen, so doch bescheidenen Erwerbes. Dagegen sind die Lagunenfischer und deren Familien trotz ihrer unverdrossenen Arbeitsamkeit und seltenen Genügsamkeit das denkbar ärmste in Österreich-Ungarn existierende Völkchen.

Grado besitzt nebst einigen, in späte Jahrhunderte hinaufreichenden Baudenkmalen drei Kirchen von historischer Bedeutung, die wohl würdig sind, hier besonders erwähnt zu werden. Es sind dies die Domkirche, ursprünglich der heiligen Euphemia, später den Heiligen Hermagor und Fortunatus geweiht; dann jene der Beata Vergine delle Grazie und des heiligen Johannes. Die Domkirche, vom Patriarchen Nicetas, Nachfolger des vor Attila hierher geflüchteten Patriarchen Secundus, begonnen, ist noch heute mit höchst seltenen Marmortafeln und Baustücken ausgestattet. Wie die Chronik berichtet, schickte Papst Leo I. den Architekten Paulus nach Grado, nach dessen Plänen dieser Tempel erbaut ward. Wie die ersten christlichen Basiliken ist er in drei Schiffe abgetheilt, welche in einen centralen Halbkreis enden. Die mit einem Säulenbogen geschmückte Vorhalle wurde beim Bau des Thurmes abgestutzt und diente zur Begräbnisstätte von Fürsten und anderen hohen Persönlichkeiten, von welch ersteren wir die beiden Dogen Petrus Candiano I. und Johann Participazio nennen wollen. Das Hauptschiff ist von den zwei seitlichen mittelst zweier Säulenreihen aus kostbaren Marmorarten mit schönen, durch spätere Restaurierungen leider verunstalteten Capitälern geschieden. Zu dem vor kurzem ganz renovierten Presbyterium gelangt man über drei Stufen zu dem prächtigen, mit einem Basreliefbilde aus vergoldetem Silber gezierten, aus dem Jahre 1372 stammenden Hauptaltare. Das sehenswürdigste Object ist aber der dem 6. Jahrhundert angehörende vielfarbige Mosaikfußboden, welcher, was Schönheit der Zeichnung und Genauigkeit der Ausführung betrifft, nach dem Ausspruche der Archäologen etwas einzig Dastehendes sein soll. Nicht minder interessant ist das aus dem 7. Jahrhundert herrührende, leider stark beschädigte Deckengemälde über dem Chor. Sehenswert sind die in der Sacristei in einem eigenen

Schranke aufbewahrten Reliquien und andere alterthümliche Kostbarkeiten. Zu ersteren gehört namentlich die aus dem 5. Jahrhunderte stammende, mit Gold und Silber reich beschlagene Kiste, welche die Gebeine der Heiligen Hermagor und Fortunatus enthalten soll. Letztere bilden ein altes Evangelium und zwei emaillierte byzantinische, für Antiquare sehr instructive Bronzeteller. Die wahrscheinlich mit der Domkirche gleichzeitig erbaute, nach dem heiligen Johannes benannte Kirche scheint ersterer als Baptisterium gedient zu haben, in welchem die in den ersten Jahrhunderten des Christenthums üblich gewesene Taufe per immersionem vorgenommen wurde. Zu diesem Zwecke stand nach aus dem Jahre 1696 herrührenden Aufzeichnungen eines italienischen Schriftstellers in der Mitte der Kirche ein großes steinernes Becken, über dessen weiteres Schicksal alle bisherigen Nachforschungen erfolglos geblieben sind. Die alterthümlich viel bedeutendere, ebenfalls in der Nähe des Domes befindliche Kirche der Beata Vergine delle Grazie enthält, wenngleich nur in Fragmenten Vieles, das von ihrer alten und vornehmen Abkunft offenes Zeugnis gibt. Die vorhandenen Mosaikbodenreste sind womöglich schöner und kunstvoller als jene des Domes, ebenso die Säulencapitäler in Bezug auf Form und Verschiedenartigkeit. Der an manchen Stellen aus Bruchstücken der marmornen Wände eines alten Tabernakels zusammengefügte Fußboden weist eine ungemein feine, aus dem 9. Jahrhundert stammende Bildhauerarbeit auf. Sehr merkwürdig sind ferner drei an der linken, zum Dome führenden Seitenthür stehende, erst im Jahre 1860 zufällig entdeckte römische Steinsarkophage aus dem 3. Jahrhundert, dann die letzten, in der Nähe des k. k. Post- und Telegraphenamtes befindlichen Überbleibsel der einstigen Stadtmauer, auf deren bogenartigem Unterbaue die jetzigen Häuser errichtet sind, weiters die ehemalige, mit dem venetianischen Löwen gezierte, gegenwärtig als Fischhalle dienende Porta grande und die bereits oben erwähnte, im Jahre 1878 erbaute Gemeindecisterne, welche das Regenwasser von den Dächern der Domkirche und der umliegenden Häuser durch Röhren aus Eisenblech speist. Das dieser Cisterne entströmende, vor jeder Verunreinigung sorgfältig geschützte Trinkwasser ist dem destillierten Wasser äußerst ähnlich und kann mit dem in früheren Zeiten hier genossenen, salzig schmeckenden Brunnenwasser oder mit dem aus der Natissa oder dem Thiel mittelst schwerer Boote nach Grado gebrachten Flusswasser nicht verglichen werden. Selbstverständlich darf vor Lösung der Wasserfrage auf einen ausgiebigen Fremdenbesuch nicht gerechnet werden, und ist es leicht denkbar,

in welch günstiges Stadium die Wasserversorgung dieser Stadt treten muss, sobald die obgedachte Herstellung eines festen, vom Festlande



Innere Seite der Porta grande.

herüberführenden Straßendammes und einer directen Wasserleitung eine vollendete Thatsache geworden sein wird.

Den Haupterwerb der Bevölkerung repräsentiert die Fischerei, und zerfällt diese in die Lagunen- und Küstenfischerei. Die Lagunenfischerei

hat den eigentlichen Fischfang, das Einsammeln von Fischbrut sowie jenes der gemeinen Krabbe und verschiedener Muschelthiere innerhalb der Lagune und am Meeresstrand zum Gegenstande. Das Hauptproduct des Fischfanges in der Lagune bilden die gemeine Flunder (Platessa passer, italienisch passera), fünf Gattungen von Meeräschen und zwar die gemeine Meeräsche (Mugil cephalus, italienisch volpina, cievolo), die großköpfige Meeräsche (Mugil capito, italienisch caostelo), die Goldmeeräsche (Mugil auratus, italienisch lotregan), die Springmeeräsche (Mugil saliens, italienisch verzelata) und die großlippige Meeräsche (Mugil chelo, italienisch bosega), die venetianische Meergrundel (Gobius lota, italienisch guatto giallo), der gemeine Flussaal (Anguilla vulgaris, italienisch bisato), der Wolfbarsch (Lupus labrax, italienisch branzino) und der Goldbrassen (Chrysophrys aurata, italienisch orada). Unter den Schalthieren ist von Bedeutung die gemeine Krabbe (Carcinus maenas, italienisch granzo). Zu den wichtigsten Weichthieren zählen die Auster (Ostrea, italienisch ostriga), die strahlige Venusmuschel (Venus gallina, italienisch biberazzo), die Herzmuschel (Cardium edule, italienisch capa tonda) und die gemeine Messerscheide (Solen vagina, italienisch capa longa). Der Fischfang in der Lagune und am Meeresstrande wird durch ein eigenes, noch aus den Zeiten der venetianischen Republik stammendes Reglement, das zur Schonung der vorkommenden Species allerlei Verbote und Beschränkungen enthält, bestimmt. Dieses Reglement, das auch heute strenge gehandhabt wird, ermöglicht es, dass der Ertrag zu gewissen Jahreszeiten noch immer ein ergiebiger bleibt.

Nach diesem Reglement beginnt das Fischereijahr am 14. Februar, um mit dem 13. Februar des darauffolgenden Solarjahres zu enden. Das Fischereijahr wird in sechs Saisons abgetheilt, von welchen die Sommersaison, d. i. die Zeit vom 12. Juli bis 7. September die einträglichste ist, weil da die gesellschaftliche Zaunfischerei (pesca delle serraglie) ihren Anfang nimmt. Diese Fischerei besteht darin, dass eine gewisse Lagunenfläche vor dem Eintritte der Flut mittelst einer zerlegbaren, durch Holzpflöcke gestützten und in den Grund versenkten Schilfrohrwand von eigenen Fischerconsortien abgeschlossen wird, um das Entweichen der in dem Bereiche augenblicklich befindlichen Fische zu hindern. Beim Eintreten der Ebbe geschieht es nun, dass sich die Fische durch die am Lagunenboden vorhandenen Wasserläufe zu flüchten suchen und in die zwischen je zwei Schilfrohrwänden eingefügten Garnsäcke (cogoli) gerathen, aus welchen sie nach Ablauf des Wassers aufgenommen werden.

Die auf obige Art abgesteckten Lagunenflächen umfassen mitunter einen Raum von 4 km^2, so dass sich die Anzahl der zum Fischfange aufzubietenden Fischer nach der Größe des abgesteckten Raumes richten muss. Zu den erwähnten Fischerconsortien gesellen sich in der Regel andere und zwar Leute der ärmeren Classe (ghipanti), welchen gestattet wird, die in den Vertiefungen des Lagunenbodens zurückgebliebenen Fische mittelst eigener Netze (vatte) einzusammeln und für sich zu behalten. Zur Abfischung kleinerer Lagunenflächen genügen selbstverständlich wenige, meistens einer und derselben Familie angehörige Individuen. Die zur Ausübung dieser Fangmethode geeigneten Zeitpunkte sind die den Eintritt der höchsten Flut und niedersten Ebbe bedingenden Tage des Neu- und Vollmondes; in den Tagen des ersten und letzten Mondesviertels wird auf solche Weise nicht gefischt. Eine wirtschaftlich ebenfalls wichtige, mit eigenen Netzen betriebene Fischerei ist jene in den Canälen (pesca delle passelere), in welchen die Zaunfischerei verboten ist. Ihre Ausübung ist mit Ausnahme der Periode vom 1. December bis 14. Februar das ganze Jahr hindurch gestattet. Von Bedeutung ist ferner die in der Zeit vom 9. September bis 19. April des darauffolgenden Jahres erlaubte Armfischerei (pesca a braccio, grottare). Diese den Fang der gelben Meergrundel bezweckende Methode besteht darin, dass der Fischer zur Ebbezeit die die Lagune durchziehenden Canäle und tieferen Wassergräben durchwatet und den entblößten Arm in die in den Seitenwänden befindlichen Löcher einführt, um aus ihnen die verborgenen Fische herauszuholen.. Wie begreiflich, ist dieser Fang bei der zumeist herrschenden niederen Temperatur ein äußerst beschwerlicher und mit Hinblick auf die untergeordnete Qualität der Beute ein wenig renumerativer, da Meergrundeln nur auf dem Tische minder Begüterter verzehrt zu werden pflegen. Sehr erwünscht wäre es, wenn die Fischereibehörde den Gebrauch der üblichen Stechgabel (fossenin) schon aus dem Grunde gänzlich verbieten würde, weil die so gefangenen Fische nahezu wertlos werden und alle dem Arme des Fischers nicht erreichbaren Weibchen dieser überaus productiven Species dem Zwecke der Fortpflanzung erhalten blieben. Nicht minder wichtig ist die in den Zeitabschnitten vom 14. Februar bis zum ersten Samstage des Juni, dann vom 8. September bis zum 25. December erlaubte Fischerei mit dem Standnetze (peschiera), welche darin besteht, dass an den Canalmündungen Netze aufgestellt und mit Reiffäcken versehen werden, in welche die Fische durch die in den Canälen herrschende Strömung gerathen.

Das Einsammeln der Auster wird vom 1. September bis Ende Februar sowohl in der Lagune als am Meeresstrande zugelassen. Leider ist die in der Lagune von Grado wild wachsende, den Localnamen „teraglio" führende Auster weniger wohlschmeckend und wegen ihres schwarzen Kiemenrandes nicht gesucht.

Von ganz besonderer Bedeutung ist der vom 1. bis 30. April gestattete Fang der Meeräschenbrut zur Bestockung der im Bereiche der Lagune bestehenden Brackwasserteiche (valli), deren Betrieb wir an geeigneter Stelle schildern wollen. Die Fischbrut der Meeräschen wird sowohl am Meeresstrande als in den Lagunen theils mit eigenen Leinentüchern (tela), theils mit engmaschigen Netzen (trattolina da novellame) gefangen und in mit Wasser gefüllten Holzkübeln (bugliolo) entweder direct in die Brackwasserteiche geschafft oder an die Vallibesitzer zum Preise von 90 kr. bis 1 fl. pro Mille verkauft. Bei solchen Käufen ist selbstverständlich nicht nur die vom Einfangen der Fischbrut bis zu ihrem Verkaufe verstrichene Zeit, sondern auch die Entfernung des Fangplatzes von der zu bestockenden Valle in Rechnung zu ziehen, da Verluste bei noch so sorgfältiger Behandlung dieser Ware unvermeidlich sind. Die Ursache der größten Verluste ist aber der heimliche, vor dem 1. April erfolgende Fang der Fischbrut. Um die Beute bis zum Augenblicke des erlaubten Verkaufes an die Vallibesitzer oder Fischbruthändler lebend zu erhalten, werden in der Nähe der Fangplätze Gruben ausgehoben und die Fischbrut darin versteckt. Diesem geradezu barbarischen Missbrauche, der ein massenhaftes Absterben der armen Fischbrut zur Folge haben muss, und womit der succesiven Ausrottung der köstlichen Fischspecies Thor und Angel geöffnet werden, kann nur durch eine strenge und unausgesetzte Überwachung der Fangplätze gesteuert werden, wozu jedoch leider die Kräfte der in Grado stationierten Fischereibehörde nicht ausreichen. In der Zeit vom 15. April bis 12. Juli wird überdies in gewissen, der Gemeinde von Grado gehörigen Localitäten der Lagune (arre und fondai) der Fang der Goldbrassenbrut (oratelle) gegen Erlag eines Pachtschillings betrieben. Diese Fischbrut wird in der Regel mit 2 fl. 40 kr. pro Mille bezahlt, geht aber zum Schaden unserer einheimischen Fischerei zum größten Theile nach dem Auslande. Eine Beschränkung des höchst schädlichen und wenig einbringenden Betriebes wäre um so wünschenswerter, als hierzu die gesetzlichen Mittel nicht fehlen.

Der für Grado sehr wichtige Krabbenfang kann das ganze Jahr hindurch inner- und außerhalb der Lagunen frei geübt werden,

und dient sein Product hauptsächlich als Köder beim Sardellenfange. Zur Sicherstellung dieses im kommenden Jahre voraussichtlich benöthigten Fischköders berufen die Sardellenfischer am zweiten Weihnachtsfeste die mit dem Einsammeln der Krabben sich beschäftigenden Männer, Frauen und Kinder, um den Umfang der nächsten Lieferung zu fixieren. Nach gegenseitig gegebenem Versprechen erhalten die Sammler nach Maßgabe der von ihnen übernommenen Verpflichtung eine aus ein paar Gulden bestehende Darangabe (donativo), deren Annahme jeden Sammler verpflichtet, sein Product ausschließlich an den Unternehmer abzuliefern, von dem er die Darangabe angenommen hat. Bei Beginn des Krabbenfanges werden sodann die Lieferungsbedingungen definitiv festgesetzt. Die Maßeinheit für solche Lieferungen ist der Sack im Durchschnittsgewichte von 25 *kg*, und variiert dessen Preis zwischen 75 und 80 kr. Im übrigen dient die gemeine Krabbe zu gewissen Jahreszeiten auch als Nahrungsmittel und kommt im Frühjahre nach kaum erfolgter Häutung unter dem Namen „molecca" auf den Triester Markt. Mit weißem Mehl eingestaubt, werden die Krabben in siedendem Öl gebacken und sind mit grünem Salat genossen sehr schmackhaft. Im October werden die mit reifen Eiern gefüllten Krabbenweibchen eingesammelt und unter der Benennung „masanette" nach dem österreichischen und italienischen Friaul versandt, woselbst sie, in gesalzenem Wasser abgesotten, meistens von der Landbevölkerung gegen Mais eingetauscht zu werden pflegen, durch welchen Tausch sich die Gradeser Fischerfamilien für die Winterszeit mit Polenta versehen. Auch der Fang der Weichthiere, welcher hauptsächlich im Winter stattfindet, ist für die Lagunenfischerei von nicht geringer wirtschaftlicher Bedeutung, besonders wenn sich bei anhaltender Trockenheit die Gewässer von den ausgedehnten Untiefen der Lagune zurückziehen. Die hierdurch zutage tretenden wasserlosen Lagunenflächen gewähren dann ein gar lebhaftes Bild, indem die ganze weibliche Bevölkerung und die Kinder herbeieilen, um unter heiteren Gesängen die hier zurückgebliebenen Weichthiere, das sogenannte „cappame", einzuheimsen.

Die Küstenfischerei wird mit 60 wohl ausgerüsteten und gut bemannten Booten betrieben und hat hauptsächlich den Sardellenfang (pesca delle sardelle) und jenen der Seezunge (pesca delle sfoglie) zum Gegenstande. Der Sardellenfang beginnt bereits im Monate April in der Richtung gegen die italienische Küste bis Caorle, um später den von der Pomündung gegen Osten streichenden Fischzügen zu folgen, so dass die Gradeser Fischer gegen Ende Mai schon im Triester Golfe

sich zusammenzufinden pflegen. Mitte August begeben sie sich zu dem gleichen Zwecke abermals nach den venetianischen Gewässern und verfolgen die Sardellenzüge allmählich bis auf die Höhe von Pirano, um diesen Fang mit Ende October einzustellen. Die Sardellenfischerei ist unter Umständen eine sehr lohnende, und kommt es vor, dass mit einem einzigen mit dem großen Zugnetze (manaide) ausgestatteten Boote in einem Jahre allein ein Reingewinn von 2000 fl. erzielt wird.

Der Fang der Seezunge nimmt an der Westküste von Istrien zwischen Umago und Parenzo im November seinen Anfang und dauert in der Regel bis Ende März. Bekanntlich ist die Seezunge einer der feinsten und schmackhaftesten Seefische unserer Küstengewässer, dessen



Insel S. Pietro d'Orio außerhalb der Lagune.

Fang besonders im Monate December ein äußerst ergiebiger ist, und es gehört nicht zu den Seltenheiten, dass dann auf dem Triester Fischmarkte 1 *kg* dieser trefflichen Fischgattung im Kleinverkaufe um 50 kr. beschafft werden kann. Ein Wink, der von unseren sorgsamen Hausfrauen schon deshalb nicht unbeachtet bleiben sollte, weil diese Fische in jener Jahreszeit den Transport nach jedem Orte des Inlandes sehr gut aushalten.

Die Stärke der in der Lagune und im offenen Meere jährlich beschäftigten Berufsfischer kann mit 1050 Mann angenommen werden, die ihr Metier mit 400 Booten im Werte von 83.000 fl. und mit Netzen und sonstigen Fischereigeräthen im Gesammtwerte von 340.000 fl. ausüben, mit welchen eine jährliche Ausbeute von circa 1,592.000 *kg* Fischen, Weich- und Schalthieren im durchschnittlichen Werte von 280.000 fl. erzielt wird.

Die in der Lagune von Grado betriebene Fischzucht besteht darin, dass im Frühjahr Fischbrut in eigene, mit Erddämmen umgebene Teiche (valli) eingesetzt und im December vor Eintritt der Nachtfröste in mehr oder minder entwickeltem Zustande herausgenommen und verkauft wird, weil die Seichtigkeit der Teiche das Überwintern der Fische in ihnen nicht gestattet. Nur in großen und tiefen Teichen können die Fische überwintern. Um diese Fischteiche mit junger Brut zu bevölkern, werden die Schleusen derselben (chiaviche) zur Zeit der Flut geöffnet und beim Eintreten der Ebbe wieder geschlossen, oder es wird die in der Lagune selbst oder am Meeresstrande gefangene Fischbrut in die Teiche eingesetzt. Die dort zu züchtenden Fischgattungen sind die bereits aufgezählten fünf Arten von Meeräschen (volpina, bosega, lotregan, caostelo und verzelata), Goldbrassen (orada) und Wolfbarsch (branzino). Auch Aale (Anguilla), welche theils von selbst eintreten, theils eingesetzt werden, kommen in beträchtlichen Mengen vor. Um die in den Valli aufgezogenen Fische abzufangen, werden letztere mittelst kleiner Zugnetze gegen einen der Ausgänge getrieben, wo sie in die dort aufgestellten, aus Schilf gefertigten labyrinthähnlichen Vorrichtungen (lavorii) gerathen, aus welchen sie mit kleinen Netzen oder Köschern (voleghe) herausgenommen werden.

Die Größe der Fischteiche ist sehr verschieden. Die bedeutendsten sind jener von Belvedere im nördlichen Theile der Lagune von 75 Campi (1 Campo = 36·5 *a* oder 1012 Quadratklafter), der auf der Insel Gorgo von 30 und die im östlichen Theile der Lagune gelegenen Valli der Eigenthümer Corbato mit 40 und Boemo mit 30 Campi. Alle übrigen in der Lagune befindlichen Fischteiche werden von der Gemeinde Grado auf 29 Jahre contractlich vermietet.

Leider sind diese Teiche theils wegen der Mittellosigkeit der Pächter, theils wegen ihrer zumeist mangelhaften Anlage nicht geeignet, der betreffenden Unternehmung einen lohnenden Ertrag zu sichern, so dass sie bei eintretender Kälte sofort ausgefischt werden müssen. Die Folge davon ist, dass aus solchen Zuchtanstalten nur halbentwickelte Fische zu Markte kommen, nicht selten aber noch vorher angesichts der vielzu geringen Tiefe der Teichgräben bei den zur Sommerszeit herrschenden hohen Wassertemperaturen kläglich zugrunde gehen. Da die Fischzucht bloß dann eine einträgliche Erwerbsquelle werden kann, wenn die in den Teichen aufzuziehenden Fische eine Lebenszeit von zwei bis drei Jahren erreichen, so ergibt sich auch die Nothwendigkeit, in der Lagune von Grado die Fischzucht nur jenen zu gestatten, die wirklich

in der Lage sind, dieselbe in rationeller Weise und mit der Aussicht auf einigen Erfolg zu betreiben. Da aber die der Lagune alljährlich zu entnehmende Fischbrut Gemeingut ist, so sollte ihre Verwendung von eigens hierzu berufenen staatlichen Organen überwacht werden. Leider nimmt die Gemeinde von Grado das Eigenthumsrecht auf das ganze Lagunengebiet in Anspruch und verpachtet, gestützt auf dieses vermeinte, von der Seeverwaltung angefochtene Besitzrecht, die in dem Gebiete liegenden Gründe und Uferstrecken nicht allein zu Zwecken der Fischzucht, sondern auch zu jenen der Bodencultur. Selbstverständlich führt eine derartige Ausnützung öffentlicher, den Einflüssen der Ebbe und Flut unterworfener Gewässer zu einer unausgesetzten Verletzung öffentlicher und privater Rechte, und muss im Interesse unserer See- und Lagunenfischerei der Wunsch ausgesprochen werden, dass der in dieser heiklen Angelegenheit im Zuge befindliche Rechtsstreit einem raschen Ende zugeleitet werden möge.

Bekanntlich ist die künstliche Austernzucht bis vor kurzem nur an wenigen Orten unserer Seeküste und selbst da in höchst primitiver und spärlich lohnender Art dergestalt betrieben worden, dass an seichten, dem Meeresufer nahe gelegenen Punkten Holzpfähle oder stärkere Äste der Steineiche in den Grund gerammt wurden, an welche sich die im Frühjahre frei schwimmende Austernbrut ansetzte, und von welchen die reiferen Austern nach Erreichung einer gewissen Größe nach Belieben des Züchters abgenommen werden konnten. Nach der im Jahre 1888 erfolgten Gründung des österreichischen Vereines für Seefischerei und Fischzucht machte es sich besonders das Vereinsmitglied Rudolf Allodi in Triest zur Aufgabe, der modernen Austernzucht in Österreich Eingang zu verschaffen, und unternahm zu diesem Zwecke auf eigene Kosten eine Studienreise nach Frankreich und Italien, deren Ergebnisse er in einem interessanten Werke in italienischer Sprache veröffentlichte.

Die in der Lagune von Grado seit dem Jahre 1891 von dem österreichischen Vereine für Seefischerei und Fischzucht betriebene künstliche Austernzucht befindet sich noch im Versuchsstadium, und verdankt der genannte Verein die bis heute erzielten wesentlichen Erfolge hauptsächlich der ihm seitens des k. k. Handelsministeriums zutheil gewordenen Unterstützung. Der erste Versuch dieser Cultur erstreckte sich auf die hinter der Sanddüne von S. Pietro d'Orio gelegene, unter dem Namen „la Palazza" bekannte Localität, allwo 7000 mit einer dünnen Mörtelschicht überzogene Dachziegel, theils pyramiden-, theils staffelförmig

übereinander geschichtet, auf den harten und sandigen, mit niedriger Algenvegetation bedeckten Lagunenboden gelagert wurden. Die Wassertiefe beträgt hier 0·80 *m* bei Ebbe und 1·80 *m* bei Flut, während die von Südost nach Nordwest ziehende Strömung eine maximale Schnelligkeit von $1^1/_2$ *km* pro Stunde erreicht. An die erwähnten, als Brutsammler dienenden Dachziegel heftete sich gleich im ersten Jahre des Versuches eine beträchtliche Menge von Austernbrut, so dass im darauffolgenden November die mittlerweile herangewachsenen Jungaustern, nach der von den französischen Austernzüchtern angewandten Methode abgelöst, sofort in die zu ihrer Aufnahme bereit gehaltenen, aus verzinktem Eisendraht hergestellten 200 Kistchen von 1 *m* Länge, $^1/_2$ *m* Breite und 25 *cm* Höhe derart gebettet werden konnten, dass in eine jede dieser Cassetten circa 1500 Jungaustern kamen. Beim Ablösen der Jungaustern geschah es selbstverständlich, dass ein, wenn auch geringer Theil derselben an der Schale verletzt wurde, was aber auf die weitere Entwicklung des Thieres ohne nachtheiligen Einfluss blieb, weil nach Ablauf von höchstens zwei Monaten die verletzten Austernschalen wieder vollkommen dicht wurden. Die in Frankreich mit „caissons d'ambulance" bezeichneten Drahtkistchen wurden sodann nach dem im östlichen Theile der Lagune gelegenen Canale bei Moreri geschafft und dort an eigens hierzu in den Boden gerammten, mit Drahtseilen verbundenen Holzpfählen in einer Wassertiefe von $1^1/_2$ *m* mittelst senkrecht herabfallender Drahtschnüre aufgehängt. Die in den Drahtcassetten untergebrachten Jungaustern wurden zeitweise heraufgeholt, gereinigt und untersucht, wobei sich herausstellte, dass ihre Entwicklung eine äußerst rasche gewesen und ein namhafter Theil derselben schon im Herbste des zweiten Jahres marktfähig geworden war; auch kam es vor, dass einige Exemplare die Größe von 7 *cm* erreicht hatten. Dieses erfreuliche Resultat ermöglichte es, dass von den auf obige Weise in der Lagune von Grado gezüchteten Austern 25.000 Stück sofort theils an die königlich ungarische Seebehörde in Fiume, theils an verschiedene inländische Austernzuchtanstalten abgegeben, der Rest dagegen als Mutteraustern nach der erwähnten Localität „la Palazza" transportiert werden konnte.

Im Laufe der letzten Jahre zeigte es sich jedoch, dass die Beschaffung der nach französischem Muster erzeugten Drahtkasten bei den in der Lagune herrschenden günstigen Verhältnissen eine vielzu kostspielige sei, was den österreichischen Verein für Seefischerei und Fischzucht unter der persönlichen und unausgesetzten Leitung Allodis veran-

lasste, die Austernzucht auf eine billigere Weise zu versuchen. Dieselbe besteht darin, dass die von den Sammlern abgelösten Jungaustern statt in Cassetten bis zur vollen Entwicklung am Meeresboden selbst in eigenen Basins gehalten, aus diesen drei Monate vor dem Verkaufe aufgelesen und zur Mästung in Cassetten untergebracht werden. Dementsprechend wurde in der mehrerwähnten Localität „la Palazza" ein Bassin von 550 m^2 hergestellt und dort die oben beschriebene Zuchtmethode ins Werk gesetzt, deren Ergebnisse durchaus befriedigende waren. Nicht minder zufriedenstellend waren die Ergebnisse der im April 1894 versuchten Austernzucht nach dem in Taranto üblichen Systeme, welches darin besteht, dass man aus Reisern des Gummibaumes (Pistacia lentiscus) kleine Bündel verfertigt und im Frühjahre als Brutsammler auf eine Wassertiefe von 2 *m* versenkt, um sie in den Monaten November und December desselben Jahres wieder aufzuholen. Hernach werden die mit Jungaustern bedeckten Reisigbündel behutsam auseinandergenommen und jeder einzelne Zweig mit einer Schere in ebenso viele Stückchen zerschnitten, als derselbe Jungaustern trägt. Zur Vermeidung von Verletzungen der Thiere und ihrer dünnen Schalen werden die an letzteren anhaftenden Holztheile der Zweige nicht entfernt, sondern in eigene, aus Cocosfasern geflochtene, 3 *m* lange Seile bei Anwendung eines stumpfen Eiseninstrumentes der Länge nach so fest gesteckt, dass das Herausfallen der Austern thunlichst verhindert wird. Mittlerweile werden dünne, $6^1/_2$ bis 7 *m* hohe Holzpfähle auf eine Distanz von je $2^1/_2$ *m* in Form eines Viereckes in den Lagunenboden gerammt, dessen Seiten eine Länge von je 5 *m* haben. Durch die Köpfe der durchlöcherten Holzpfähle werden Cocosstricke in horizontaler Lage gezogen und an ihnen die erwähnten 3 *m* langen, aus gleichem Materiale hergestellten und mit Jungaustern besetzten Seile auf die Entfernung von je 1 *m* aufgehängt. Ein jedes dieser vollkommen viereckigen Gerüste heißt „pergolaro". Das Ergebnis dieses Versuches war, dass nahezu die Hälfte der gewonnenen Jungaustern schon nach 18 Monaten marktfähig wurde und hiervon im November und December 1895 21.000 Stück entwickelter Austern zu dem Preise von 22 fl. pro Mille an einen Triester Händler verkauft werden konnten. Sosehr sich der Canal bei Moreri für die rasche und sichere Entwicklung der dortselbst erzeugten Jungaustern eignen mag, so haben doch die in dieser Localität angestellten Versuche den Beweis geliefert, dass die vollkommene Züchtung marktfähiger Austern hier manche Schwierigkeit bietet, indem der Wasserwechsel nur von einer Seite stattfindet, was zur Folge hat, dass sich sowohl an die in den Drahtkisten

aufbewahrten, als an die von den Strohseilen getragenen Austern eine vielzu große Menge von Ascidien ansetzt, ein Umstand, der die Austernzucht auf höchst unbequeme Art beeinträchtigt. Ebenso wurde bei den oben geschilderten Versuchen die Überzeugung gewonnen, dass die Lagune von Grado allerdings als eine vorzügliche Brutstätte für die massenhafte Erzeugung von Jungaustern gelten könne, deren Product von Anstalten zu beziehen wäre, die sich ausschließlich mit der Züchtung und Mästung von Marktaustern beschäftigen, welche aber leider an unserer Küste noch nicht existieren. Die Anlage solcher Anstalten in der Lagune von Grado selbst würden wir indes aus dem Grunde nicht befürworten, weil ihre Canäle durchwegs befahren werden, ein Hindernis, das die Austernzucht nicht nur erschwert, sondern auch die Sicherheit ihres marktfähigen Productes gefährdet. Die Herstellung eigener, für die Austernzucht bestimmter Canäle von 4 bis 5 *m* Wassertiefe würde dagegen erhebliche Baggerungsauslagen verursachen, zu deren Aufbringung der Austernconsum in Österreich-Ungarn ein zu geringer ist. Der Genuss der Austern ist in den Städten unseres Binnenlandes noch vielzu unbedeutend und allein in den Schichten der hohen Gesellschaft beliebt, welche sich fast ausnahmslos auf den Bezug ausländischer, nicht frischer Austern deswegen beschränken, weil ihnen der wahre Genuss frischer, doppelt schmackhafter Ware dieser Art, dessen wir uns an der Küste der Adria beinahe täglich erfreuen können, zumeist unbekannt ist. Unter so bewandten Umständen bleibt uns wohl nichts anderes übrig, als die allmähliche und natürliche Entwicklung unserer inländischen Austernzucht abzuwarten und unsere mit so vieler Mühe und so vielen Kosten auf diesem Gebiete errungenen Vortheile nicht aus der Hand zu geben, d. h. uns vorläufig darauf zu beschränken, den Bedarf unserer Küstenstädte und jenen Venedigs an frischen und gesunden Austern in gewissenhafter Weise weiter zu decken. Zur Aufmunterung unserer Austernzüchter, in dem einmal begonnenen Werke unverdrossen und unentwegt fortzufahren, wollen wir heute nur den in Paris zunehmenden Austernconsum mit dem Beifügen in Erinnerung bringen, dass diese Stadt vor 20 Jahren einen Verbrauch von bloß 2 bis 3 Millionen Austern jährlich hatte, welcher sich heute auf den geradezu enormen Absatz von 300 Millionen gesteigert hat.

Die in den letzten Jahren eingetretene Besserung seiner wirtschaftlichen Verhältnisse hat Grado in erster Linie dem Entstehen und Gedeihen der Conserveindustrie zu danken. Der Gründer der dortigen

im Jahre 1871 in Betrieb gesetzten Conservenfabrik ist der Wiener Industrielle Karl Warhanek. Wie glücklich die Wahl gewesen, beweist die Thatsache, dass heute neben der Fabrik Warhanek jene der von der Wiener Anglo-Österreichischen Bank im Jahre 1893 erworbenen Usines de l'ancienne Société Générale françaises des Conserves alimentaires und der Wiener Handelsfirma Giovanni Degrassi entstanden sind, die sich ohne Unterschied eines guten Geschäftsganges erfreuen. Diese Fabriken befassen sich hauptsächlich mit der Bereitung der Sardellen (Clupea sardina) in Öl nach dem Muster der Fabriken von Nantes. Die Herstellung der in Blechdosen verwahrten Conserve besteht darin, dass die frisch gefangenen Sardellen ausgeweidet, die Köpfe entfernt, die Rümpfe gewaschen, stark gesalzen und an der Sonne getrocknet werden, worauf man sie nach nochmaliger Abspülung mit Seewasser auf kleinen Drahtrosten bis zu 150 Stück auf einmal brät und abermals an der Luft oder bei feuchtem und regnerischem Wetter in geheizten Räumen trocknet. Nach dieser Procedur erfolgt die Schichtung der Sardellen in die aus Weißblech erzeugten Büchsen ohne Deckel von verschiedener Größe und Façon mit dem Fassungsvermögen für 4, 6, 7, 8, 12, 20, 30 und 50 Stück. Nach Füllung der Blechschachteln mit Sardellenrümpfen werden dieselben in eigene, mit den Öldepots der Fabrik verbundene Blechwannen gebracht, um dort mit feinem Olivenöl getränkt zu werden. Hier verbleiben die Dosen durch 24 Stunden, nach deren Ablauf jede Dose für sich sachte herausgenommen, mit einem genau passenden Deckel geschlossen und sorgfältig verlöthet wird. Hierauf werden sie in große, mit papinianischem Verschlusse versehene und mit Wasser gefüllte Kessel gesetzt, in welchen das Absieden der Fische bei einer Hitzentwicklung von über 100° stattfindet, wobei sich die Blechbüchsen infolge Expansion der darin enthaltenen Luft aufblähen, um gleich nachher ihre frühere Form wieder anzunehmen. Dosen, welche wegen mangelhafter Verlöthung aufgebläht bleiben, sowie jene, welche das Öl entweichen lassen, werden scartiert, die vollkommen dichten aber nach dem Verlassen des oberwähnten Kessels gereinigt, mit Etiquette und Schlüssel adjustiert und zum Versandt in Holzkisten gepackt.

Die in Grado befindlichen drei Conservenfabriken beschäftigen zusammen circa 60 fix angestellte Spengler und 200 Frauen, deren Zahl in der Periode des Sardellenfanges nach dem augenblicklichen Bedarfe provisorisch vermehrt wird. Die von den Firmen in Grado, Isola, Rovigno und Fasana in Istrien, dann in Comisa, Luka di Giuppana

und Trappano in Dalmatien erzeugten Fischconserven, wozu auch die Bereitung von Anchovis, Makrelen und des Thunfisches in Öl, dann die Confectionierung gesalzener Sardellen und Anchovis in Öl sowie jene des marinierten Aales gehören, dürfen sich mit den fremdländischen Erzeugnissen dieser Gattungen hinsichtlich ihrer Qualität getrost messen und bieten dem Consumenten überdies den Vortheil, stets frische Fische beziehen zu können, da bei dem leider bestehenden starken Mangel an Rohmaterial nie genug Ware produciert zu werden vermag. Für die Bevölkerung der obgenannten Orte ist die Conserveninindustrie ein wahrer Segen geworden. Infolge der immer stärkeren Nachfrage nach Rohmaterial und der Einverleibung von Istrien und Dalmatien in das österreichische Zollgebiet ist der Preis der frischen Sardelle in den letzten 20 Jahren von 4 auf 7 fl. pro 1000 Stück gestiegen, so dass das Fischereigewerbe in günstigen Jahren an unserer Küste höchst gewinnbringend geworden ist. Selbstverständlich hat sich das früher so arme Grado angesichts dieses wirtschaftlichen Fortschrittes zu einem Fabriksorte im vollsten Sinne des Wortes aufgeschwungen, indem die Fischer ihrem Berufe mit Liebe und Selbstvertrauen obliegen und deren Frauen und Töchter in ihrer neuen Beschäftigung reichliche Entlohnung ihrer Mühen finden, wobei sie in der manuellen Behandlung ihrer Aufgaben thatsächlich sehr viele Geschicklichkeit und Ausdauer entwickeln. Nebstdem hat unsere Marine in der verbreiteteren und energischer betriebenen Fischerei eine ausgezeichnete Vorschule für ihre Seefahrer gewonnen.

Infolge dieses erfreulichen Aufschwunges sieht man in Grado nicht nur an den Wohnungen, sondern auch an der Kleidung seiner Bewohner einen steigenden Wohlstand, welcher im Vergleiche zur Vorzeit den besten Eindruck macht. Die Löhne der bei der Fischerei beschäftigten männlichen Personen variieren nach der Ergiebigkeit des Fanges und der Gattung der Arbeit, die ihnen zufällt, zwischen 3 bis 4 fl. pro Tag, während die fixen Taglöhne nie unter 1 fl. zu stehen kommen. Der Verdienst der Weiber beträgt 5 bis 6 kr. pro Stunde. Überdies existieren in Grado für Fischer und Fabriksleute eine Krankencasse und eine Unfallsversicherung. Da die Arbeit in den Conservenfabriken eine durchaus reinliche ist und die Arbeitsräume licht und luftig sind, so ist für die Gesundheit der hier beschäftigten Arbeiter, zumal in Anbetracht der in den Fabriken getroffenen Vorsichtsmaßregeln für ihre persönliche Sicherheit auf ausreichende Weise gesorgt.

Was die Rentabilität des Geschäftes der Conserveindustrie im engeren Sinne anbelangt, so bleibt wohl noch manches zu wünschen übrig. Die Production ist allerdings so gestiegen, dass der Bedarf des Inlandes weit überholt erscheint und die Nothwendigkeit des Exportes sich ergeben hat, letzterer aber rentiert aus dem Grunde schlecht, weil die portugiesische und spanische Industrie nicht zu überwinden sind, indem diese Staaten des reichlichen Oceanfanges halber ihr Rohmaterial (den Fisch) um 75 Procent billiger zu beziehen imstande sind. Ein weiteres Hindernis bietet der kostspielige Bezug des für die Conserveindustrie erforderlichen Öles aus Italien, dessen Qualität diejenige des in Istrien und Dalmatien erzeugten namhaft übertrifft. Daher wäre es wünschenswert, wenn die Landesausschüsse dieser zwei Provinzen der besseren Production jenes Artikels auch im eigenen Interesse mehr Aufmerksamkeit schenken wollten.

Bei diesem Anlasse können wir nicht umhin, der Verdienste Karl Warhaneks in Wien dankbar zu gedenken, welche sich dieser Industrielle um die Gründung und Hebung der Fischconserveindustrie an unserer vaterländischen Seeküste erworben hat, wodurch das früher höchst traurige Los der Bewohner von Grado wesentlich gebessert und, so Gott will, durch die Ämulation seiner muthigen Nachahmer in die Bahnen eines gedeihlichen Wohlstandes gelenkt ward.

Dank der überaus günstigen geographischen Lage und den dort herrschenden ausgezeichneten klimatischen Verhältnissen besitzt Grado nach dem von Dr. Scheinpflug in seinem Werke „Heilstätten der Scrophulose" abgegebenen Urtheile einen Meeresstrand von unvergleichlicher Schönheit, indem das sanft gegen die See abfallende Terrain aus reinem, feinem Sande besteht, dessen Berührung in dem Badenden ein derartiges Gefühl der Behaglichkeit hervorruft, dass derselbe auf sammtweichen Kissen zu baden vermeint, und der ihm überdies gestattet, sich auf weite Strecken vom Ufer zu entfernen, ein Umstand, der selbst kleine und schwächliche Kinder vor der Gefahr des Ertrinkens oder jener der Verletzung schützt. Das den Meeresstrand von Grado bespülende Wasser ist sehr rein und von bedeutendem Salzgehalt, weil der Natissafluss in einer Entfernung von 7 und der Isonzo in einer solchen von 20 *km* von der Badestelle in die See mündet. Der dem Kranken so wohlthuende Wellenschlag ist trotz der geringen Meerestiefe nur bei äußerst heftigem Sciroccowinde ein starker, sonst aber von angenehmster Wirkung. Während der Sommermonate ist der Himmel beinahe immer klar, die Atmosphäre mäßig warm und durch leichte West-

winde temperiert, so dass das Wasser niemals unter 18° R. fällt, gewöhnlich aber 22° und darüber erreicht. Das Baden wird daher nicht zu einer peinlichen Procedur, und sind die hier erzielten glänzenden Curerfolge wohl ganz besonders auf die hohe Wärme des Seewassers zurückzuführen. Die von Bacterien vollkommen freie Luft ist die reinste, die man sich denken kann, von hohem Ozongehalte und mit den für die Respirations- und Verdauungsorgane so schätzenswerten Effluvien der Lagune geschwängert.

In gleichem Verhältnisse zu diesen ausgezeichneten Eigenschaften stehen die in Grado errungenen Heilerfolge, welche besonders bei den das dortige Seehospiz frequentierenden Kindern geradezu phänomenale sind. Der nunmehr abgeschlossene Ausbau des Seehospizes gestattet, dass 300 Kinder auf einmal Aufnahme finden. Die Anstalt selbst ist zweckmäßig eingerichtet und entspricht durchaus den Gesetzen der Hygiene. Hinter dem Hauptgebäude dehnen sich weitläufige Spielplätze und Parkanlagen aus, an deren äußerstem Ende, hart am Meeresstrande, sich das Badehaus für die Kinder des Hospizes in einer Entfernung von 1 *km* von dem großen städtischen Badeetablissement befindet. Von der im Jahre 1873 erfolgten Gründung des Hospizes bis inclusive 1896 wurden 2156 Kinder in der Anstalt behandelt, und wird für jedes der meistens mit Scrophulose oder Rhachitis behafteten Individuen eine 50- bis 60tägige Badecur in Aussicht genommen. Bekanntlich trotzen jene beiden Krankheiten jeder gewöhnlichen Behandlung und sind überhaupt schwer heilbar. Zum Beweise der Heilkraft der Seebäder von Grado dürfte es genügen, die bei diesen Kindern seit der Gründung des Hospizes erzielten Resultate ziffermäßig vorzuführen. Es wurden nämlich 703 gänzlich geheilt, 1094 wesentlich gebessert, 313 leicht gebessert und nur 46 ungeheilt entlassen. Solche Erfolge stehen bis heute unerreicht da, und wird die vorzügliche Heilkraft dieser Bäder nicht nur von Fachleuten, sondern auch von den übrigen Grado besuchenden Badegästen anerkannt.

Aber auch vielen unserer hervorragendsten Wiener Ärzte, wie dem Hofrathe und Professor Dr. Hofmann, dem Hofrathe und Professor Dr. Albert, dem Hofrathe und Professor Dr. Fuchs, den Professoren Dr. Lorenz und Dr. Englisch, dem Stadtphysikus und Regierungsrathe Dr. Kammerer und dem Stadtphysikus-Stellvertreter Dr. Schmid, ist die Heilkraft des Seebades von Grado wohlbekannt, nur scheuten sich dieselben, den Besuch dieses Bades ihren an einen gewissen Comfort gewöhnten Patienten zu empfehlen, weil bis vor

kurzem die Unterkunft in Grado noch so manches zu wünschen übrigließ.

Die vom Gebrauche der Seebäder von Grado zu erhoffenden Erfolge erstrecken sich auf Scrophulose (aller Arten), Drüsen-, Knochen- und Gelenkserkrankungen, Hautkrankheiten, besonders Ekzeme, Herpes, Psoriasis 2c., nervöse Irritationszustände, reizbare Schwächen und Neurasthenie. Ausgezeichnete Erfolge wurden auch bei chronischen Bronchitiden, Laryngitiden, Coryza, dann bei Affectionen des Magens und Darmes erzielt. Namentlich sind diese Bäder bei chronischer Metritis, Fluor albus und alten parametritischen Exsudaten mit großem Vortheil angewandt worden. Bei sämmtlichen Erkrankungen ist in erster Linie die cumulierte Wirkung der Luft und des Bades in Betracht zu ziehen, weshalb sich Grado auch als klimatischer Curort für Fälle von beginnender Lungentuberculose, wenn keine Neigung zur Hämoptoe besteht, bei Schwächezuständen aller Art, besonders aber bei Reconvalescenz eignet.

Grado wurde im Jahre 1891 vom Landtage der gefürsteten Grafschaft Görz als Curort erklärt, und beträgt die Curtaxe pro Person und Woche 1 fl., für den unbeschränkten Aufenthalt einer Person pro Jahr 2 fl. Die Badesaison beginnt um die Mitte Mai und endet am 15. September. Der größte Fremdenbesuch fällt in die Periode vom 15. Juni bis 15. August.

Das am östlichen Ende der Stadt gelegene, auf Pfählen erbaute Badeetablissement mit 64 Cabinen für Herren und 68 Cabinen für Damen, mit centralem Cursalon und Buffet ist Eigenthum der Gemeinde von Grado und wird von dieser mit einem jährlichen Bruttoertrage von 3000 fl. in eigener Regie verwaltet. Die Preise für Einzelnbäder mit Cabine und Wäsche stellen sich auf 25 kr., für jene ohne Wäsche auf 20 kr. pro Person. Für die ärmere Classe sind außerhalb des Etablissements Baracken errichtet, in welchen die Badegebür nur 50 kr. pro Woche beträgt. Zur Aufnahme von Badegästen bestehen gegenwärtig fünf Hotels mit circa 50 Zimmern. Für Gäste, welche Privatwohnungen vorziehen, sind etwa 300 gut eingerichtete Zimmer vorhanden, in welchen auch die landesübliche Verpflegung zu billigen Preisen zu haben ist. Diesen Unterkunftsstätten hat sich das heuer eröffnete Hotel Fonzari angereiht, welches nebst 50 comfortabel und elegant eingerichteten Wohnzimmern einen großartigen Speisesalon, einen mit den besten Zeitungen reich versehenen Lesesaal, mehrere bequeme Badezimmer, unterirdische Kellerräume, einen Eiskeller sowie

eine die herrlichste Aussicht auf die See, das nahe Triest und die reizende istrianische Küste bietende Veranda besitzt.

Das größte Contingent an Badegästen liefern Steiermark, Krain, Görz, das österreichische und italienische Friaul.

Grado kann sowohl von der Landseite als von jener des Meeres besucht werden. Die regelmäßige Verbindung mit dem Festlande vermittelt die Südbahn bis Monfalcone und im Anschlusse an diese die friaulische Staatsbahn auf der bisher fertiggestellten Strecke Monfalcone-Cervignano. Von der Station Villa Vicentina dieser Bahnstrecke ist das alte Aquileja mit guten Pferden in einer halben Stunde zu erreichen. Aquileja ist die Kopfstation der vor 10 Jahren gegründeten Lagunaer Dampfschiffahrts-Gesellschaft, welche während der Badesaison jeden Tag vier, in den übrigen Monaten eine regelmäßige, nur 1 Stunde dauernde Fahrt zwischen Grado und Aquileja unternimmt. In beiden Orten sind die Landungsplätze der Dampfer so bequem und gut gelegen, dass die Fortschaffung des Reisegepäckes keinerlei Schwierigkeiten bietet. Wer auf die Benützung der friaulischen Staatsbahn verzichten will, kann die Südbahn entweder in Ronchi oder in Monfalcone verlassen und sich von da aus per Achse nach Aquileja begeben, das mit guten Pferden von beiden Orten in 2 Stunden erreicht wird. Zur See ist die Verbindung mit Triest eine minder häufige und keine regelmäßige, da Dampfer nur zur Sommerszeit und dann meistens nur an Sonntagen zwischen Triest und Grado verkehren. Der Verkehr mittelst Segelboote, welche Fische und Meersand von Grado nach Triest zu bringen pflegen, ist zwar ein lebhafter, aber nicht bequemer.



Svatopluk Čechs Leben und Werke.

Von **Phil. Dr. Jaroslav Sutnar.**

Wien.

Svatopluk Čechs Leben.

Am 21. Februar 1846 kam Svatopluk Čech als erstgeborener Sohn František Jaroslav Čechs in Ostředek zur Welt, einem größeren Dorfe unweit von Beneschau, wo sein Vater bei Dr. Červenka Verwalter war.

Ende April 1846 verließen Svatopluks Eltern seinen Geburtsort, da es dem Verwalter gelang, auf einem Edelhofe bei Klattau (in

Bezděkov) einen vortheilhafteren Posten zu bekommen. Auf diesem Böhmerwaldgute, wo das zweite Kind, eine Tochter, geboren ward, brachte Svatopluks strenger, guter, aber manchmal jäher Vater, der von jeher einen besonders feinen Sinn für Landschaftsreize besaß und trotz des Optimismus seiner Lebensphilosophie bisweilen in tiefe Melancholie zu verfallen pflegte, mit seiner schönen, stillen, sanften Gemahlin Klára, welche aus einer verdeutschten Familie stammte (ihr Vater, namens Rak [=Krebs], war Patrimonial-Wirtschaftsdirector im Mittelgebirge unweit von Trebnitz, ungefähr sechs Stunden von Peruc, dem Geburtsorte F. J. Čechs), glücklich zwei Jahre zu. Die Zufriedenheit, welche Čech trotz mancher Unannehmlichkeit im Amt und trotz seiner bedrängten Lage dort genoss, vergällte das Jahr 1848.

Svatopluks Vater ward angeklagt, er habe das Volk aufgewiegelt, und musste deshalb drei Wochen in Untersuchungshaft zu Klattau zubringen. Dann ward er freigelassen, ohne verurtheilt zu werden, nachdem er unterdessen seinen Posten in Bezděkov verloren hatte. Weil gar keine Hoffnung auf eine neue Stelle vorhanden war, blieb ihm nichts anderes übrig, als auf das kleine Bauerngut in Peruc seine Zuflucht zu nehmen, wo der Vater selbst nur mit Mühe für den Lebensunterhalt seiner zahlreichen Familie sorgte. Trotz alledem wurden er und die Seinen bestens aufgenommen, so dass Klára mit ihren Kindern ein volles Jahr zu Peruc zubringen konnte, wo sie noch einen zweiten Sohn gebar.

Um baldmöglichst wieder eine Stelle zu bekommen, fuhr F. J. Čech anfangs November zum Reichstag in Kremsier, wo er bald von den Deputierten Böhmens einstimmig zum Geschäftsleiter mit einem ziemlich großen Gehalt gewählt ward, kehrte jedoch, als am 7. März 1849 der Reichstag zu Kremsier unterdrückt wurde, hoffnungslos, verzweifelt wieder nach Peruc zurück. (Man versprach ihm eins von den ständigen Ämtern, welche bereits vor Abschluss des Reichstages zur Besetzung gelangen sollten, da für Böhmen eine eigene Centralregierung in Aussicht stand.)

Als der Traum von der čechischen Centralregierung vergangen war, suchte Čech nach Erlöschen des ungarischen Unabhängigkeitskampfes um eine der Beamtenstellen in der Slovakei an, allein ohne Erfolg, obgleich auf seine Bitte Kollár selbst in Wien das Gesuch übergeben hatte.

Fünf Monate brachte Svatopluks Vater in Peruc zu, bis er sich im August 1849 wieder nach Ostředek begab, wo ihm der Patriot

Červenka die Verwaltung seines Gutes zum zweitenmal anvertraute.

Neun Monate später, im Jahre 1850, gieng Čech nach dem Dörflein Jezero, welches in der Nähe lag, als Verwalter der Höfe Baron Villanis. Der Baron, selbst ein entschiedener Patriot, welcher bei den Vorgängen des Jahres 1848 eine nicht geringe Rolle gespielt hatte, was er mit einem hunderttägigen Gefängnis büßen musste, besaß ein Schlösschen im nahen Střížkov. Mit seinem Vater kam Svatopluk oft auf das Schlösschen, welches er für einen Märchensitz hielt, da ihm die kleinen Baronessen wie Prinzessinnen erschienen. Er brachte sogar einen Christabend mit seinen Eltern auf diesem Schlösschen zu, wobei ihn am meisten eine von den kleinen Töchtern Villanis interessierte, sowohl durch ihr Äußeres als auch durch ihr freundschaftliches Benehmen. Baron Villani pflegte mit seinem Verwalter viel und lebhaft über Politik zu sprechen, gewöhnlich in Gegenwart Svatopluks, so dass derselbe sich frühzeitig verschiedene Namen aus der Revolutionsbewegung einprägen konnte, ohne sie natürlich zu verstehen, indem er auf die Wichtigkeit und Bedeutung jener Namen bloß aus der Vorsicht schloss, welche die beiden während eines solchen Gespräches anwandten. Villani that sich außerdem im böhmischen Schriftthum durch Gedichte hervor, an denen besonders die ungewöhnlich prächtige Form damals Bewunderung erweckte, aber auch ihr Inhalt fand in Vater Svatopluk einen warmen Verehrer. In Jezero ward ein zweites Töchterlein, welches jedoch nach neun Monaten starb, geboren.

Weil es im Dörflein keine Schule gab, wurde Svatopluk als sechsjähriger Knabe von seinem Vater in das Städtchen Postupitz gebracht, welches ungefähr zwei Stunden entfernt war. Dort wohnte Svatopluk bei einem Schneider, von dem er an schulfreien Tagen auf dem Rücken eines von seinen Eltern zu diesem Zwecke hingeschickten Oberdreschers nach Hause zu wandern pflegte. Obwohl diese Maßregeln ziemlich kostspielig gewesen sein dürften, traf sie F. J. Čech doch bereitwillig, weil er zur Bildung seiner Kinder niemals Geld sparte. Bei jenem Schneider wurde wahrscheinlich in die Seele Svatopluks der erste Keim zur Furcht vor der Gespensterwelt gelegt, welche ihn viel später noch hartnäckig verfolgte, trotzdem der Vater sie vollkommen auszurotten bemüht war.

Gegen Anfang des Jahres 1853 bekam F. J. Čech einen besseren Verwalterposten in Liteň bei Beraun, wo nun sein Sohn die Dorf-

schule besuchen konnte, zugleich aber von einem jungen Kaplan Privatunterricht erhielt. Schwierigkeiten machte dem Knaben besonders das Kopfrechnen, weil die Mathematik von jeher ihm unter den Wissenschaften am unsympathischsten war, auch suchte man zu dieser Zeit, aber mit noch kleinerem Erfolge dem jungen Čech das Violin- und später das Clavierspiel beizubringen. Ungefähr sieben Jahre alt, wurde Svatopluk so gefährlich von der Wassersucht befallen, dass sein Leben an einem Haare hieng.

Aus Liteň begab sich F. J. Čech mit seinem Sohne nach Prag, um denselben dort an der Neustädter Normalschule einschreiben zu lassen, der ersten Staatsanstalt (errichtet 1848) mit čechischer Unterrichtssprache, wo jedoch Svatopluk wegen Unkenntnis der deutschen Sprache nicht aufgenommen wurde, so dass beide nach Liteň unverrichteter Dinge zurückkehrten.

Nach diesem Besuche Prags, welcher ungefähr in sein neuntes Lebensjahr fällt und den idealen Begriff von der Hauptstadt Böhmens in ihm nicht wenig abgekühlt hatte, besuchte Svatopluk die Liteňer Schule weiter. Eine Zeitlang ertheilte dem Knaben auch ein Jude, welcher ihm unsympathisch war, den Unterricht in der deutschen Sprache. Außerdem hat ihn zugleich mit seiner Schwester einmal über die Ferien ein junger Lehramtscandidat aus Prag unterrichtet, welcher die meiste Zeit der čechischen Grammatik widmete. Der Candidat ließ seine Schüler Gedichte vorlesen und auswendig lernen, was namentlich Svatopluk gerne that, aber am meisten gewann er die „Vaterweisheit“ Jablonskýs lieb. Außer dem Vater, welcher für die Geistesbildung seines Sohnes durch Gespräche sorgte, soll auf Svatopluks Entwicklung in verhältnismäßig kurzer Zeit keiner so durchgreifend wie der Lehramtscandidat gewirkt haben.

Obwohl der Knabe vom Vater, im Pfarrhaus, in der Schule manches seinem Alter entsprechende Buch erhielt, konnten diese Brosamen seinem Geisteshunger doch nicht genügen, und er pflegte sich in die streng bewachte Bibliothek seines Vaters, welche besonders mit allen Hauptwerken der böhmischen Literatur versehen war, hineinzustehlen, um dort alles, was er fand, mit großer Gier, wenn auch nicht immer mit Nutzen zu verschlingen, bis auf die im wahren Sinne des Wortes trockene Wissenschaft. Svatopluk vertiefte sich oft so leidenschaftlich in die Lectüre, dass er erst spät in der Dämmerung, berauscht vom Gewirr verschiedener Scenen, die Bibliothek zu verlassen pflegte. Den tiefsten Eindruck sollen auf ihn gemacht haben unter den

Rittergeschichten Jan z Hvězdis „Jarohněv von Hrádek“, von den Erzählungen Tyls „Rozina Ruthard“, in čechischer Übersetzung Chateaubriands „Letzter Abencerrage“, Grillparzers „Ahnfrau“, Warrens „Aus dem Tagebuch eines Arztes“ und Gogols Satiren „Mantel“ und „Nase“, Zaps „Der Lebensspiegel Osteuropas“, Malýs „Populäre Geschichte Böhmens“ u. s. w. Bisweilen holte sich Svatopluk auch vom Liteňer Nachtwächter, welcher durch ein außerordentlich großes Nationalbewusstsein hervorragte, Bücher und fand besonders Gefallen am „Pan Prošil“ (Freiherrn von Münchhausen) hauptsächlich wegen der abenteuerlich-phantastischen Färbung der dort erzählten Unmöglichkeiten. Am stärksten ergriff ihn jedoch Defoës „Robinson“, so dass der Knabe lange den Wunsch hegte, nach Robinsons Vorbild sein Leben auf einer wüsten Insel in vollkommener Zurückgezogenheit zu verbringen, und von anderen Robinsonaden zog ihn noch ein Buch Marryats in čechischer Übersetzung, „Miloslav Vlnovský, der Steuermann von Bremen“, an. Unter den deutschen Büchern seines Vaters, deren Text er nicht verstand, gewann er manche lieb wegen ihrer Illustrationen (namentlich eine „Länder- und Völkerkunde“, Meyers „Universum“ u. s. w.).

In seinem achten Lebensjahre verbrach Svatopluk sogar schon ein Erstlingswerk, indem er nämlich zu den Abbildungen eines ihm von seinem Onkel mütterlicherseits Julius geliehenen deutschen Buches, welches Jagden in den Sümpfen Ungarns beschrieb, heimlich in einem kleinen Schuppen mit großer Begeisterung den čechischen Text verfasste, trotzdem ihm der Inhalt vom Oheim nur mit ein paar Worten angedeutet worden war. In seinen ersten Schriftstellerversuch weihte Svatopluk wahrscheinlich die Mutter oder den Oheim ein, deren Kritik ihn jedoch wenig befriedigt haben mochte, weil Svatopluk erst ungefähr nach vier Jahren wieder zur Feder griff.

Da F. J. Čech seinen Kindern Liebe zum Čechenthum einzuprägen suchte, fühlte sein Sohn wenig Neigung zu den in deutschem Geiste erzogenen Kindern der Honoratiorenkreise. Besonders viel verkehrte Svatopluk in Liteň mit zwei Bauernknaben, hielt es aber auch für kein geringes Glück, wenn er manchmal mit dem Söhnchen des verdeutschten Ritters Brechler von Troskovitz, der ein hübsches Schlösschen sammt Meierhof unweit in Vlence besaß, spielen durfte. Aus dieser Zeit soll Svatopluks erste Liebe datieren, nämlich zur Tochter eines Bierbrauers, welche, etwas älter, den Knaben durch ihr stolz zurückhaltendes Benehmen anzog.

F. J. Čech war mit vielen Patrioten bekannt, deren er oft in Gesprächen gedachte, so dass sein Sohn wenigstens dem Namen nach sehr bald manche berühmte Persönlichkeit kennen lernte: Zap, Tomek, Božena Němcová, Rieger, Trojan, Klaudy, Franta Šumavský, Palacký, Honorata z Wiśniowskich-Zapova u. s. w. Dr. Brauner, welcher sich als Politiker hervorthat, besuchte den Verwalter einmal in Liteň. Den Alterthumsforscher Krolmus lernte Svatopluk während seines ersten Aufenthaltes in Prag durch Vermittlung des Vaters in seiner Wohnung kennen. Mit Havlíček stand F. J. Čech in Correspondenz. In Liteň suchte einmal Baron Villani seinen früheren Verwalter auf, um eine Wirtschaftsangelegenheit mit ihm zu besprechen, wobei der Edelmann natürlich wieder auf das Gebiet der Politik übergieng.

Den zu derselben Zeit geführten Krimkrieg verfolgte F. J. Čech im Regierungsblatte „Pražské noviny" (Prager Zeitung), weil es kein selbständiges Blatt in čechischer Sprache gab, mit größtem Interesse, indem er als warmer Anhänger panslavistischer Ideen sich auf die Seite der Russen stellte, zu denen der Verwalter sein Lebenlang lebhafteste Neigung empfand.

Aus Liteň begab sich Svatopluks Vater mit sechs Kindern (diese Zahl stieg endlich am 20. September 1870, als sein letzter Sohn zur Welt kam, auf zehn) nach Vrané bei Schlan, um dort binnen kurzem zum Wirtschaftsdirector des Capitels ernannt zu werden;[1]) sein erstgeborener Sohn besuchte jetzt in Vrané die Schule weiter und las gewöhnlich abends einer bei seinen Eltern als Kinderwärterin bediensteten Verwandten Bücher im Schlafzimmer vor, während die „Tante" wieder gern verschiedene Scenen aus ihrem früheren Gasthausleben zu erzählen pflegte.

Im Herbste 1856 wurde Svatopluk vom Vater in die nahe Stadt Leitmeritz gebracht, um dort in der Normalschule möglichst bald die deutsche Sprache zu erlernen. Obwohl er bei seiner Ankunft nur ein paar Worte stammeln konnte und diese noch dazu verächtlich aussprach, schwatzte Svatopluk bereits nach einem Jahre ziemlich gut deutsch, vergaß aber wieder andere Sachen allmählich, so außer der čechischen Grammatik namentlich die realen Gegenstände. In Leitmeritz besuchte Svatopluk die dritte Classe, worauf er in den Ferien eine Prüfung über die vierte machte, so dass er nach einem Jahre gleich ins Gymnasium eintreten konnte.

---

[1]) Die Lebensskizze Svatopluk Čechs in den „Petersschlüsseln" (1. Aufl.).

Das erste Jahr wohnte Svatopluk in Leitmeritz bei einem deutschen Spießbürger namens Klieber, wo der bigotte Student Wagner, ein Stockdeutscher, mit geringem Erfolge sein Hauslehrer war. Dabei wurde sein nationales Bewusstsein bisweilen aufgefrischt zum Theile durch die Briefe seines Vaters, worin dieser ihn ermahnte, ein treuer Sohn seiner Nation zu bleiben, vor allem aber durch den Einfluss des Wagenmachers Brůžek, eines stillen Čechen, bei dem Svatopluk öfters zu Besuch war. Dieser Mann führte den Knaben einmal an das Grab Máchas, dessen Namen Svatopluk oft schon zuhause vom Vater gehört hatte, weil F. J. Čech außer seinem Gedichte „Mai" den Roman „Zigeuner" mit großer Begeisterung las.

Das zweite Jahr wohnte Svatopluk bei der Witwe M., einer Čechin, die sich von den kleineren Studenten, wenn sie frei hatten, čechisch geschriebene Bücher vorlesen ließ. Von den zahlreichen Unterhaltungsbüchern, welche sie dort auf solche Weise gemeinschaftlich überlasen, machte Sabinas „Todtengräber" auf Svatopluk den tiefsten Eindruck. Bei dieser Witwe, in deren Hause sich Svatopluk wie daheim fühlte, erzählte ihm ein mitwohnender israelitischer Student voll Entzückung den Inhalt eines Byron'schen Gedichtes, der „Braut von Abydos". Auch priesen die Lehrer bei jeder Gelegenheit Schillers Werke, so dass Svatopluk etwas aus seinen Gedichten im Original kennen lernte, worauf er in den Ferien Schillers Dramen mit seltenem Genusse las.

Nachdem Svatopluk ein Jahr am Leitmeritzer Gymnasium zugebracht hatte, bot seinem Vater ein ihm geneigter hoher kirchlicher Würdenträger an, er wolle dem Studenten im Prager erzbischöflichen Knabenconvict eine Freistelle verschaffen. F. J. Čech nahm das Anerbieten dankbar an, weil er so einen Sohn kostenfrei für das ganze Gymnasium unterbringen und desto leichter für die Bildung seiner sieben jüngeren Kinder sorgen konnte, aber am meisten trug zu diesem Entschlusse der Umstand bei, dass die Convictoristen zum Eintritt ins Seminar nicht gezwungen waren.

Svatopluk kam also im Herbste 1858 nach Prag, [1]) um ins Convict einzutreten, in dessen finsteren Mauern er anständig, wenn auch

---

[1]) Svatopluk Čech gibt selbst in der „Zweiten Blüte" (Květy [Blüten], 1893, II, S. 67) irrthümlich das Jahr 1859 an, wogegen jedoch der Aufsatz Dr. S. B. Hellers „Über Svatopluk Čech" (Světozor [Weltenschau], 1896, S. 199) spricht, und der Autor verneint an anderen Stellen selbst indirect jene Behauptung.

von keinem Luxus umgeben, volle sieben Jahre verbrachte. Die Convictoristen besuchten alle das Piaristengymnasium in der Neustadt, wo sie von den meisten Professoren gezwungen wurden, den Lehrstoff auswendig zu lernen.

Trotz der ziemlich strengen Clausur, in welcher sich die Convictoristen befanden, drang Böhmens politisches Leben selbst dorthin, indem man gerade damals nach dem Falle Bachs Vorbereitungen traf, ganz Österreich auf der Verfassungsgrundlage umzugestalten. Die Convictoristen waren auch auf dem Balkon des Salvatordomes am Vorabend des 11. Novembers 1859, als Schillers hundertjähriger Geburtstag gefeiert wurde, Zeugen der ersten Demonstration in den Prager Gassen gegen den Absolutismus, welche deutlich bewies, das Čechenthum erhebe sich zu energischerem Dasein. In der noch völlig deutschen Hauptstadt Böhmens wurde nämlich ein großer Fackelzug veranstaltet, gegen welchen die Čechen stellenweise durch spöttisches Geschrei und schrilles Gepfiffe protestierten, wobei sie manchen Theilnehmern an dieser deutschen Feier sogar die Fackeln in den Fluss warfen. Svatopluk schwankte ein wenig, ob er mit jener Demonstration übereinstimmen solle, weil der Lieblingsdichter seiner Eltern dadurch beschimpft wurde. Damals nahm das centralistische Princip auch zur Kunst seine Zuflucht, indem es die deutsche Literatur für die beste von allen erklärte und nur dieselbe überall lehrte, so dass man einen sehr naiven Begriff vom Weltschriftthum besaß, wenn man nicht selbst die Dichter anderer Nationen kennen zu lernen strebte. Zudem leistete die Regierung der deutschen Cultur überall Vorschub, während sie jede nationale Regung niederzuhalten trachtete. Trotzdem lebten die Traditionen aus dem Jahre 1848 heimlich fort, und Svatopluk fand im Convict Genossen, welche das nationale Bewusstsein sogar äußerlich durch ihr Kleid kundgaben.

Die Convictoristen schrieben heimlich das von einer ganzen Reihe berühmter Politiker unterfertigte Memorandum Riegers an den Kaiser ab, worin die Hauptbeschwerden der čechischen Nation angeführt wurden, zugleich mit dem Ansuchen um Bewilligung einer selbständigen Zeitung, deren erste Nummer wirklich im September 1860 unter dem Namen „Čas" (Zeit) erschien, aber die Bewilligung zur Herausgabe des Blattes bekam ein anderer Petent, nämlich Dr. Kráša. Doch selbst Svatopluk hielt die Beseitigung der Alleinherrschaft der deutschen Sprache für einen schönen, aber unerfüllbaren Traum, indem er z. B. auch im „Čas" etwas Erkünsteltes, Unnatürliches, Gewaltsames erblickte.

Gerne berief sich Svatopluk im nationalen Streite mit einem von den gar nicht zahlreichen Deutschen des Convictes auf die berühmten Hussitenkriege, da zu dieser Zeit alle Čechen geradeso wie die Deutschen unter dem Einfluss des romantischen Geistes bloß in ihrer Vergangenheit lebten, wobei ihnen das Geschichtswerk Palackýs als Evangelium diente.

Svatopluk war im Convict ein hübscher, starker, gesunder Knabe, welcher seine Mitschüler durch größeren Ernst übertraf, in zahlreicherer Gesellschaft zurückhaltend, schüchtern sich benahm, lieber mit seiner Lektüre in einen stillen Winkel gieng, dabei jedoch niemals die Genossen mied, obwohl ihn dieselben wegen seiner Gutherzigkeit oft zur Zielscheibe verschiedener Witze machten. Als Student war Svatopluk gewissenhaft fleißig, aber frei von kleinlichem Ehrgeiz und that sich als verlässlicher Kamerad hervor. Svatopluk war schon im Convict von leicht entzündbarer Phantasie, flatterhaft, zugleich ein wenig eitel, was den Knaben eine Zeitlang zur Ascese trieb, bis seine Unbeständigkeit ihn auch hiervon wieder abbrachte.

Damals nahm Svatopluk noch jede Belehrung seines Vaters bereitwillig ohne kleinsten Vorbehalt an, weil er ihn für absolut unfehlbar hielt, bis sich im Sohne allmählich der Widerstand in manchen Fragen zu regen begann. Als der Polenaufstand ausbrach, wandte Svatopluk seine Sympathie nach dem Vorbilde der Jugend (später wurde Svatopluk anderer Ansicht) den Rebellen zu, während sein Vater wider den Aufruhr war, da nach seiner Überzeugung die Polen durch ihre Revolte dem slavischen Gemeinwohle Schaden brachten. Auch in der böhmischen Politik gehörte Svatopluk zur radicaleren Partei, obgleich in der Theorie beide gleich freisinnig waren. Ebenso pflegte sich Svatopluk im Inneren gegen seinen Vater zu stellen, wenn er erkannte, dass dieser sich nicht vollkommen nach dem demokratischen Bekenntnis, welches er seinem Sohne doch selbst eingeprägt hatte, richte. Bald fühlte Svatopluk überhaupt die Neigung, seinem Vater bei jeder Gelegenheit Widerstand zu leisten, obzwar ein offenes Zerwürfnis zwischen ihnen selten vorkam.

F. J. Čech las dem Knaben, als dieser noch ein Studentlein war, mit ungemeinem Enthusiasmus Kollárs „Slávy dcera" (Slavas Tochter) vor nebst den Versen M. Z. Poláks und einem Liede Marlińskis vom Vaterlandsverräther in der čechischen Übersetzung Čelakovskýs und sprach oft mit ihm von seinen Lieblingsthemen, von der čechischen Vergangenheit, von den Hoffnungen des Slaven-

thums, von der Naturschönheit u. s. w. Später machte er sogar den Sohn mit seiner Lebensphilosophie bekannt, welche es zu dessen großer Überraschung für die Pflicht eines jeden Menschen erklärte, sich durch Erfüllung des in die Menschenbrust geschriebenen Gottesgesetzes echtes Glück zu bereiten.

Mit Bewunderung las Svatopluk als Studentlein in der čechischen Übersetzung Bendls das erste Gedicht von Puschkin, „Der Gefangene im Kaukasus", in den Ferien einmal ebenfalls mit großer Entzückung das čechisch übersetzte Gedicht Lermontows „Mciri"; während seines Aufenthaltes im Convict am Obergymnasium lernte Svatopluk in deutscher Übertragung heimlich Byrons „Kain" kennen, welcher auf ihn einen ungeheuren Eindruck gemacht haben soll, obzwar er von demselben Autor mehreres schon früher in čechischer Übersetzung gelesen hatte (ein Bruchstück aus „Parisina", „Finsternis", „Traum" und mit besonderem Gefallen „Hebräische Melodien"), so dass Svatopluk gleich darauf ebenfalls in deutscher Version „Childe-Harolds Pilgerfahrt", „Manfred" und „Don Juan" zur Hand nahm, ja sogar eine Zeitlang die Werke Byrons im Original zu lesen erfolglos sich bemühte; in der Convictszeit las Svatopluk mit wahrem Genusse Máchas „Mai", Shakespeares „Hamlet", mit polnisch-böhmischem Wörterbuch das Gedicht Mickiewicz' „Herr Thaddäus" unter immerwährender Gefahr, von den Vorgesetzten des Convictes ertappt zu werden, einmal in den Ferien die Gedichte Heines; obwohl Svatopluk damals noch mit anderen berühmten Werken, z. B. mit Goethes „Faust" bekannt wurde, ließen dieselben doch keine so tiefe Spur in seiner Erinnerung zurück.

Etwa als Tertianer, vielleicht unter dem Einflusse seines Vaters, eines warmen Verehrers der Dichtkunst, schrieb Svatopluk in den Ferien zuhause sein erstes Gedicht, wozu den Studenten ein heftiger Wind angeregt haben soll. In der Quarta schrieb er noch wenig, aus der Quinta stammen nur übersetzte Verse neben ein paar Epigrammen, in der Sexta wusste man allgemein, er habe sich der Dichtkunst gewidmet, worauf ein Jahr später Svatopluk seinen Mitschülern schon als wirklicher Dichter galt. Vor der Maturitätsprüfung fieng er ein historisches Trauerspiel an, um es unvollendet zu vernichten, welches Los alle Producte Čechs aus dieser Zeit getroffen haben wird. Bei seiner Geistesarbeit pflegte Svatopluk unablässig auf und ab zu gehen, indem er sich bloß auf ein paar Augenblicke niedersetzte, welche zum Aufzeichnen der durchdachten Verse nöthig

waren. Manchmal stand er an einem Fenster des Seminarganges, wie ins Studium vertieft, mit einem Schulbuch, während er über ein Gedicht nachsann, welches er dann in sein gebundenes Notizbuch mit beinahe schwerer Hand eintrug. Am Gymnasium bediente sich nämlich Svatopluk noch der stehenden Schrift, wogegen er an der Universität dieselbe endgiltig verwarf, um auf immer zur liegenden Schrift zu greifen, welche durch ihr etwas unordentliches Gepräge seinen bescheidenen und zugleich energievollen Charakter verräth.[1]) In der geheimen Convict-Zeitschrift, von welcher die Abonnenten für einen Kreuzer Monatsabonnement ziemlich viel verlangten, brachten Svatopluks Erstlingswerke dem Autor einen guten Dichternamen ein. Vielleicht ebenfalls noch am Gymnasium bewogen den jungen Dichter Ruhm- und Geldsucht, sich um einen größeren Preis zu bewerben, welchen die für die erwachsene Jugend bestimmten „Zlaté klasy" (Goldene Ähren) in Písek für das beste Gedicht ausgeschrieben hatten. Weil ihn von jeher der Christabend am meisten durch seinen Zauber eingenommen hatte, wählte Svatopluk dieses Motiv zu seinem Gedichte „Štědrý večer" (Christabend), um es hierauf unter dem Pseudonym Svatopluk Rak nach Písek zu senden. Der Autor scheint jedoch keinen Preis erhalten zu haben, weil er erst nach mehreren Jahren als Universitätshörer in den Ferien zufällig von der Veröffentlichung seines Gedichtes in den „Zlaté klasy" erfuhr.

Schon im Convicte stand Svatopluk in Verbindung mit einem jungen Vereine namens „Ruch" (Regung), dessen Mitglieder größtentheils ein damals unter dem patriotischen Nachwuchs den besten Ruf genießendes Gymnasium in der Altstadt besuchten.

Nachdem Svatopluk am Schlusse des Schuljahres 1865 das Seminargebäude verlassen hatte, rieth ihm sein Vater, die Rechte zu studieren, da er im Juristenberuf das beste Mittel erblickte, im Dienste der Nation nebst nicht geringem Ruhme eine vortheilhafte Gesellschaftsstellung zu erringen. F. J. Čech wollte nämlich, weil er selbst einst erfolglos die Ruhmgier in sich genährt hatte, sein Ziel wenigstens durch seinen Erstgeborenen erreichen, indem er von Jugend auf Ehrgeiz in ihm weckte. Da er aber den Sohn zu nichts zwang, entschied sich derselbe für die Philosophie, welche er indes nach seiner Ankunft in Prag, durch Zusammentreffen von Umständen bewogen, zugunsten der Jurisprudenz bald aufgab.

[1]) Eug. Mir. Rutte, „Eine Redacteursbeichte" (Zlatá Praha [Das goldene Prag], 1896, S. 175, 176).

Seinen Namen Nevolný (Unfrei), welchen Svatopluk beim Eintritt in den „Ruch" mit Rücksicht auf die Seminarclausur angenommen hatte, vertauschte er als Universitätshörer gegen den stolzen Namen Volný (Frei). Die Mitglieder jenes Vereines, unter denen sich vor allem die späteren Schriftsteller Bohuslav Čermák, Ottokar Červinka, Ivan Klicpera, Quis, Sládek befanden, pflegten in einer verschlossenen Localität bei Primas' zusammenzukommen, um dort eigene Dichtungen einander vorzulesen. Eines Abends las auch Svatopluk der ganzen Versammlung ein lyrisch-episches, das fingierte Liebesverhältnis zu einem Edelfräulein besingendes Gedicht „Anonym" (Anonymus) vor, sein damals längstes Product, welches allgemein mit rauschendem Beifall bewillkommt wurde.

Nachdem der junge Verfasser durch Veröffentlichung des Gedichtes „Christabend" jenen Damm durchbrochen hatte, welcher anfänglich die Literaten von der Öffentlichkeit zu trennen pflegt, war er bemüht, sich in die „Květy" Háleks, die fast einzigen würdigen Repräsentanten der čechischen Literatur, den Weg zu bahnen, was ihm im Jahre 1867 mit seiner vom damaligen Candiotenaufstand gegen die Türkenherrschaft angeregten Dichtung „Kandiotky" (Candiotinnen) gelang.

Zwei andere Dichtungen von ihm, „Husita na Baltu" (Ein Hussit an der Ostsee) und „Chaloupka" (Hüttchen), wurden im Almanach „Ruch", den „Gedichten der čechischen Jugend", abgedruckt.

An der Universität lebte Svatopluk in ziemlich beschränkter Lage, neben der Rechtswissenschaft stets mit čechischem Schriftthum beschäftigt, wobei er auch ein Jahr lang als Erzieher im Hause Dr. Brauners angestellt war.

1868 verfasste Svatopluk für den „Almanach českého studentstva" (Almanach der čechischen Studentenschaft; in diesem Almanach und dem früher genannten „Ruch" trat die neue Dichterschule zum erstenmale auf, wie die Vertreter der kosmopolitischen Schule vorher sich im Almanach „Máj" [Mai] concentriert hatten) als dessen Mitredacteur das längere Gedicht „Král bouře" (König des Gewitters), woraus er jedoch auf den Rath seines wegen seiner ästhetischen Bildung schon damals bekannten Freundes Ottokar Hostinský den „Gewitterkönig" vollkommen wegließ, so dass die Dichtung neben anderen kleineren Gedichten 1869 bloß unter dem Titel „Bouře" (Sturm) erschien.

Ungefähr zu derselben Zeit schrieb er, durch Geldverlegenheit gezwungen, anfangs mit Widerwillen, allmählich aber mit größerem Gefallen an ungebundener Schreibart, sein erstes Prosawerkchen „Zimní idylla" (Winteridyll), welches indes dem Redacteur Hálek nicht gefiel, so dass es erst später in dem von Tonner redigierten „Světozor" zum Abdruck gelangte.

1869 legte Svatopluk nach Absolvierung der juridischen Studien mit vorzüglichem Erfolge die Staatsprüfungen ab, theils auch die Rigorosa, worauf er zweiter Feuilletonist bei dem altčechischen Journal „Pokrok" (Fortschritt) wurde.

Zwei Jahre nachher (1871) druckte Svatopluk im „Světozor" als dessen Mitredacteur[1]) eine Reihe von Erzählungen ab, um dann ein Jahr bei seinem Vater in Vrané zu verbringen, woher er unter anderem seine längere Dichtung „Snové" (Träume) nach Prag an den Almanach der „Umělecká Beseda", „Máj" schickte.

Nachdem der Autor nicht lange darauf Concipient beim Advocaten Dr. Fürst in Schlan geworden war, ließ ihn durch Vermittlung S. Hellers Neruda, welcher zu Beginn des Jahres 1873 mit Hálek die Wochenschrift „Lumír" (nach einem mythischen Sänger Böhmens) herauszugeben angefangen hatte, zur Verfassung eines längeren Gedichtes auffordern, weshalb er sich an sein Epos „Adamité" (Adamiten) machte. Dieser Beitrag, welcher für den „Lumír" von Nummer zu Nummer geschrieben wurde, da Svatopluk Čech, in der Advocatenkanzlei überaus beschäftigt, sich nur am Sonntag nachmittags und abends der Literatur widmen konnte, erregte bei seinem Erscheinen ziemliche Sensation.

Als nach einem halben Jahre beide Redacteure den „Lumír" wegen Mangel an Abonnenten (400) einzustellen im Begriffe waren, übernahmen V. Heller und J. Sládek dieses Blatt unter der Bedingung, Svatopluk Čech möge gleichfalls ihr Compagnon werden. Dieser begab sich, nachdem er in finanzieller Hinsicht keine Verpflichtung eingegangen war, zu dem Zwecke nach Prag, um dort zugleich in die Kanzlei Dr. Vašatýs zu treten,[2]) so dass er oft ganze Nächte

---

[1]) So behaupten Čechs Lebensskizzen „Petersschlüssel" (1. Aufl.), „Ottův Naučný slovník" (Ottos Sachwörterbuch), Bd. V, S. 891, Alberts „Neueste Poesie aus Böhmen", II, was auch richtig scheint, obzwar Dr. S. Heller das Gegentheil angibt, er sei nämlich beim „Světozor" gewesen, bevor er zum „Pokrok" übergieng.

[2]) Alle Quellen (außer Dr. V. Heller) behaupten offenbar mit Unrecht, er habe jetzt von der Advocaturspraxis abgelassen.

zu thun hatte. Svatopluk war, als er den „Lumír" mit B. Heller redigierte, wogegen J. Sládek für sein materielles Gedeihen sorgte, häufig gezwungen, manchen Beitrag völlig umzugestalten; außer dem Durchfeilen fremder Verse machte es ihm besonderes Vergnügen, den Schluss fremder Novellen zu verbessern. Die Geistesarbeit wurde von Svatopluk auch damals größtentheils im Gehen verrichtet, wobei unser Dichter in reichem Maße Kaffee zu genießen und fortwährend zu rauchen pflegte, wie dies alles bis heute bei ihm bemerkt wird.[1]) In dem eine Zeitlang auch von Ottokar Hostinský und Jaroslav Goll redigierten „Lumír" legte Svatopluk Čech meistens unter verschiedenen Pseudonymen (Václav Benda, J. Kazda, Giovanni Branini, G. B., yzž, A. Rybář, -ý, Boleslav Smutný, J. Bříza, Václav Malina, Jan Volavec, J. M.) nebst vielen Gedichten eine Menge von Prosawerken nieder.

Nach dem Erscheinen seiner ersten, den Eltern gewidmeten Gedichtsammlung „Básně" (Gedichte, 1874; 2. Aufl. 1896) machte Svatopluk eine Reise nach Kaukasien, worauf J. Sládek am Schlusse des Jahres 1876 den „Lumír" selbständig übernahm, obwohl er 1874 aus dessen Redaction ausgetreten war.

1878 bis 1883 erschienen und zwar in vier Bänden Svatopluk Čechs „Povídky, arabesky a humoresky" (Erzählungen, Arabesken und Humoresken, drei Auflagen, eine mit Illustrationen).

Im Jahre 1878 kam nach Prag Svatopluk Čechs Bruder Vladimír, welchen ersterer bald nach dessen Ankunft bewog, die illustrierte Monatsschrift „Květy" unter seiner und B. Hellers Redigierung herauszugeben. Obwohl der Anfang hoffnungslos war, bewährte sich dieses Unternehmen schon im März 1879 glänzend, so dass Svatopluk nun auf immer seine Praxis aufgab. In den „Květy" befindet sich eine lange Reihe von Werken Svatopluk Čechs in Versen und in Prosa, zumeist wieder unter Pseudonymen (A. Rouček, Fr. Bažant, Jaroslav Bureš, B. Rousek).

1881 schrieb Svatopluk sein von der spanischen Akademie gekröntes Gedicht „Calderonovi" (An Calderon), nachdem er ein Jahr früher seine zweite Gedichtsammlung herausgegeben hatte, welche „Nová sbírka veršovaných prací" (Neue Sammlung in Verse gebrachter Arbeiten, vier Auflagen) heißt.

Dasselbe Jahr trat Svatopluk Čech als Feuilletonist bei dem Jungčechenblatt „Národní Listy" (Nationalblätter) ein (häufig schrieb er

[1]) Frant. K. Hejda („Kniha" [Buch], Nr. 1).

dort unter ABCD), an dessen Redaction er mit Unterbrechungen bis zur neuesten Zeit theilnahm, indem er zugleich ein Buch nach dem anderen herausgab: „Petrkliče", (Petersschlüssel 1883, unter drei Auflagen eine mit Illustrationen); „Lešetínský kovář" (Schmied von Lešetin, 1883, beschlagnahmt und 1893 nachgedruckt in Amerika); „Hanuman" (Hanuman, 1884, drei Auflagen); „Kandidát nesmrtelnosti" (Unsterblichkeitscandidat, 1884, zweite Auflage 1896) mit „Několik drobných povídek" (Einige kurze Erzählungen, 1884, zweite Auflage 1896); „Kresby z cest" (Reisebilder, 1884); „Několik obrázků moravských" (Ein paar Bildchen aus Mähren, 1884); „Slavie" (Slavier, 1884, drei Auflagen); „Dagmar" (Dagmar, 1885, drei Auflagen); „Upomínky z východu" (Erinnerungen aus dem Osten, 1885); „Václav z Michalovic" (Wenzel von Michalovic, 1885, unter drei Auflagen eine mit Illustrationen); „Pravda a drobné básně" (Wahrheit und kurze Gedichte, 1886); „Humoresky, satiry a drobné črty" (Humoresken, Satiren und kleine Skizzen, 1887, zweite Auflage 1890); „Jitřní písně" (Morgenlieder, 1887, zwei Auflagen); „Různé črty žertovné i vážné" (Verschiedene Skizzen, scherzhaft und ernst, 1887); „Několik povídek a různých črt" (Einige Erzählungen und verschiedene Skizzen, 1888); „Nové písně" (Neue Lieder, 1888, zwei Auflagen); „Pravý výlet pana Broučka do měsíce" (Ein wahrer Ausflug des Herrn Brouček in den Mond, 1888, dritte Auflage illustriert); „Kratochvilná historie o ptáku Velikánu Velikánoviči" (Kurzweilige Historie vom Vogel Velikán Velikánovič, 1890, illustriert); „Nový epochální výlet pana Broučka, tentokrát do 15. století" (Neuer epochaler Ausflug des Herrn Brouček, diesmal in das 15. Jahrhundert, 1890, illustriert, zweite Auflage 1891); „Pestré cesty po Čechách" (Bunte Reisen durch Böhmen, 1890, 1892, illustriert); „Písně otroka" (Sclavenlieder, 1894, 25 Auflagen); „Zpěvník Jana Buriana" (Liederbuch Jan Burians, 1894, zweite Auflage 1895); „Rozličná prosa" (Verschiedene Prosa, 1895).

Seit Aufgebung der Advocaturspraxis lebte Svatopluk Čech fortwährend zu Prag in größter Zurückgezogenheit. Drei Jahre später, nachdem sein vierzigster Geburtstag gefeiert worden war, verlor er die heißgeliebte Mutter, welche den Gemahl überlebt und mit ihrem erstgeborenen Sohne in Prag gewohnt hatte.

Im Jahre 1893 hat man Čechs 25jähriges literarisches Wirken zugleich mit Jaroslav Vrchlickýs vierzigstem Geburtstag gefeiert, wobei beide Dichter mit Gunstbezeugungen aller Art überschüttet wurden

(Prag ernannte sie zu Ehrenbürgern mit einem Geschenke von je 1000 Kronen in Gold) und Svatopluk Čech seine längst sprichwörtlich gewordene Bescheidenheit aufs neue durch ein panegyrisches Feuilleton über Vrchlickýs Bedeutung in den „Národní Listy" bewiesen hatte.

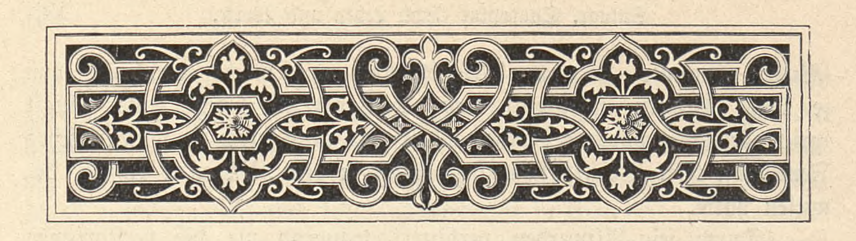
Durch sein Altwerden verbittert, trauernd um die verstorbenen Seinen, gemartert von übertriebener Scrupulosität, führte Čech in den letzten Jahren ein einförmiges Leben, welches bloß 1885 durch eine schwere Masernkrankheit gestört wurde.

Seine von Anfang an seltene Popularität erreichte ihren Höhepunkt durch die „Sclavenlieder", bei welcher Gelegenheit jedoch der Verfasser vor zahllosen Huldigungen (man bot ihm sogar ein Mandat an) nach Italien floh, nachdem er gleichfalls auf die früher innegehabte Würde eines ordentlichen Mitgliedes der Prager Kaiser Franz Josefs-Akademie für Wissenschaften und Künste verzichtet hatte.

1896 wurde Svatopluk Čechs fünfzigster Geburtstag feierlichst begangen, wobei Vrchlický sich dem Jubilar für dessen Feuilleton von 1893 revanchierte, aber unser bis jetzt ledig gebliebener Dichter zog sich noch vor der Feier nach Obříství bei Melnik und vielleicht auf immer zurück.

(Fortsetzung folgt.)





Geistiges Leben in Österreich und Ungarn.

Psychologie. Von Dr. Alois Höfler, Privatdocent der Philosophie und Pädagogik an der Universität Wien, Professor an der k. k. Theresianischen Akademie in Wien. F. Tempsky. Wien und Prag 1897. 600 Seiten, 8°.

Viele Fachleute werden sich noch des tiefen Eindruckes erinnern, den sie empfiengen, als sie das erstemal von der Fechner'schen farbigen und klingenden Welt lasen, die zu dem gewohnten düsteren Bilde von dunkel und stumm kreisenden Atomen im ansprechendsten Gegensatz stand. Ähnlich ist der allgemeine Eindruck der Psychologie Höflers auf denjenigen, der etwa an jene indifferenten, mechanisch sich ablösenden Gebilde gewohnt gewesen war, wie sie die künstliche Vorstellungs-Atomistik der älteren Associationspsychologie postulierte. Die weitaus vorwiegende Zahl unserer encyklopädischen Darstellungen der Seelenlehre ist bis zum heutigen Tage eifrig bemüht, entweder alle psychischen Phänomene auf „reine Vorstellungen" und deren Verhältnisse zurückzuführen oder doch wenigstens den Gefühlen und Willenserscheinungen, die sich dem präsumierten Mechanismus nicht fügen wollen, nach Möglichkeit aus dem Wege zu gehen. Die Thatsache, dass die Phänomene der inneren Wahrnehmung fast oder ganz ausnahmslos mit einer Gefühlsbetonung und einem Begehrungselement verknüpft sind, wurde bisher nur von wenigen Autoren sowohl im allgemeinen festgestellt als auch bis in die letzten Folgerungen und Verzweigungen gewürdigt. Genug, die emotionale Seite des Seelenlebens war und ist zum Theil noch heute das Stiefkind der Psychologen.

Höfler ist in dieser grundsätzlichen Beziehung von der Heerstraße abgewichen, indem er allen Grundphänomenen gleiche gebürende Rücksicht zutheil werden lässt; ja gerade in den dunklen Gebieten der Beziehungen Vorstellung-Gefühl, Urtheil-Wille u. s. w., an deren Analyse sich nur

ein methodisch völlig sicherer Forscher wagen darf, liegen seine besten Leistungen.

Bei der encyklopädischen Behandlung der Psychologie zeitigt die auf Brentano zurückgehende, von Meinong durch Zerlegung des Emotionalen in Gefühl und Begehren fortgebildete Eintheilung der psychischen Phänomene in vier, nicht weiter reducierbare Grundclassen Vorstellung, Urtheil, Gefühl und Begehrung gute Früchte. Durch das Festhalten an dieser Differenzierung wird nicht nur eine relativ bedeutende Klärung der Thatbestände und eine in der Sache selbst begründete Architektonik der Darstellung bewirkt, sondern auch ein wertvolles heuristisches Princip eingeführt. Stellt man sich schrittweise die Fragen nach der Natur der Beziehungen von Vorstellung zur Vorstellung, zum Urtheil und Begehren, ferner vom Urtheilen zum Fühlen, Wollen u. s. w., so wird man von selbst auf eine Reihe der schwierigsten, aber auch fruchtbarsten psychologischen Probleme hingeleitet, die zum Theil noch kaum bemerkt, geschweige denn gelöst worden sind. Die ganze Durchführung gewinnt auf diese Weise ein durchsichtiges Princip systematischer Gedankenentwicklung, die an Stelle des hilflosen Nebeneinander von Daten und Theoremen so mancher älterer Werke tritt.

Eine andere förderliche Differenzierung, welche durch das ganze Buch festgehalten erscheint, ist die in actuelle und in dispositionelle psychische Elemente, wodurch manche verwickelte Thatbestände in Sachen der Association und Reproduction, der Raum- und Zeitlehre, namentlich aber betreffs des Charakter- und Erziehungsproblems erst einer möglichst adäquaten Beschreibung zugänglich gemacht werden können.

Noch eine weitere Besonderheit fällt bei der Lectüre des Höfler'schen Buches sofort ins Auge: der Takt, mit welchem das Ausmaß von metaphysischer Theorie, die nothwendig im Rahmen einer Psychologie abgehandelt werden muss, gewählt ist. Wir werden Gelegenheit finden, auf diesen Punkt zurückzukommen.

Über den Geist, in welchem das Werk seine Materie im einzelnen bewältigt, glauben wir am besten in der Form Aufschluss geben zu können, dass wir den Inhalt in Kürze skizzieren und bei einigen charakteristischen Gedanken länger verweilen.

Der Autor beginnt mit einer gedrängten allgemeinen Einleitung, in welcher er Gegenstand, Aufgabe und Methode der Psychologie auseinandersetzt und namentlich die Unterscheidung von psychischem Act und seinem Inhalte, beziehungsweise Gegenstande scharf herausarbeitet. Sodann gibt der Verfasser einen kurzen Vorblick über die Grundclassen der Erscheinungen des Geisteslebens (Vorstellungen und Urtheile) sowie jener des Gemüthslebens (Gefühle und Begehrungen). Die psychologischen Ausdrücke der gewöhnlichen Sprache, welche den unvermeidlichen Ausgangspunkt für die Verständigung über psychologische Dinge überhaupt bilden müssen, bezeichnen nicht nur psychische Erscheinungen actuellen Charakters und psychische Dispositionen, sondern auch Erscheinungen und Dispositionen gleichzeitig, Complexionen aus physischen und psychischen Erscheinungen oder endlich metaphysische (Substanz-, beziehungsweise Causal-)

Begriffe u. s. f. Hier hat die wissenschaftliche Differenzierung einzutreten, wobei aber stets der Thatsache Rechnung zu tragen ist, dass alle psychischen Erscheinungen theils Vorstellungen sind, theils solche zur Grundlage haben. (Was z. B. Gegenstand des Urtheilens oder des Begehrens werden soll, muss vor allem Gegenstand einer Vorstellung sein.)

Bevor nun der Verfasser auf die Besprechung der einzelnen Grundclassen eingeht, behandelt er mit besonderer Sorgfalt die Abhängigkeitsbeziehungen zwischen Physischem und Psychischem. Wie bei jeder schwierigen Problemgruppe gibt Höfler zunächst einen Überblick über das vorhandene Thatsachenmaterial. Mit den alltäglichen Erfahrungen über das Verknüpftsein physischer Einwirkungen mit psychischen Veränderungen beginnend, geht der Verfasser zu einigen Berichten Meynerts und Delboeufs mit drastischen Belegen für derartige Verknüpfungen über, beschreibt die anatomischen und physiologischen Eigenthümlichkeiten des Nervensystems sowie die Versuche einer Localisation und schaltet das feinsinnig angelegte (wenn auch psychologisch kritikbedürftige) Schema Meynerts für die Entstehung des bewussten Lidschlages ein. Hierbei werden jene Physiologen, welche durch solche graphische Schemata mehr als eine Schilderung der Mechanik des Gehirnbaues, nämlich eine volle „Erklärung" der psychischen Phänomene zu liefern vorgeben, mit Recht daran erinnert, dass derlei Behauptungen auf einer Reihe bedenklicher Postulate theilweise metaphysischen Charakters ruhen. Die principielle Annahme, dass das Wollen (Ausführen- und Hemmen-Wollen) als Leitungsvorgang beschrieben werden könnte, und dass überhaupt für alle psychischen Erscheinungen physische Correlate angegeben oder gar die ersteren in letztere „aufgelöst" werden können, birgt jedenfalls eine unüberprüfte Überschreitung des materiell-phänomenal Gegebenen, also eine Überschreitung der Competenz der Physiologie. Wir stehen eben mit der Discussion solcher Annahmen auf einem metaphysischen Grenzgebiet. Es ist keine geringe Anforderung an die Gestaltungskraft eines Psychologen, in die verworrene Fülle der verschiedenen Auffassungen des Verhältnisses von Geist und Materie ein natürliches System zu bringen. Ein solches System liefert der Autor in einem größeren Abschnitt (der auch in Sonderausgabe mit dem Untertitel „Einige Fragen an die Monisten", Wien 1897, erschienen ist). Nach Höfler zerfallen die metaphysischen Leib-Seele-Theorien in Causalitätstheorien (welche eine Einwirkung des Physischen auf das Psychische und umgekehrt lehren) und in Identitätstheorien, die entweder die Zurückführbarkeit des Psychischen auf Physisches, beziehungsweise umgekehrt behaupten oder aber den Standpunkt vertreten, dass Physisches und Psychisches nur zwei Seiten desselben metaphysischen Realen seien. Den als Monismus zu bezeichnenden Identitätstheorien gegenüber bringt Höfler die dualistische Auffassung zu neuer ernsthafter Discussion. Die generelle Verschiedenheit der physischen und psychischen Phänomene als gegebene Thatsache bürgt zum mindesten für einen phänomenalen Dualismus. Der monistische Materialismus wird durch die innere Wahrnehmung, welche Empfindung, Gefühl u. s. w. nicht als Atomschwingung, sondern als selbständiges

Erlebnis charakterisiert zeigt, widerlegt. („Auch der Physiker löst eine Concertkarte nicht, um Schwingungen zu hören, sondern Töne.") Aber auch die monistische Zwei-Seiten-Theorie hat „ihre zwei Seiten" (Stumpf). Was für ein Etwas, beziehungsweise was für ein Phänomen ist jenes Reale? Wessen Phänomen ist es? In welchem Sinne sollen die zwei Seiten demselben Realen angehören u. s. w.? Solange nicht auf diese Fragen eine befriedigende Antwort gefunden worden ist, brauchen jedenfalls vergleichsweise die Schwierigkeiten einer Causalitätshypothese nicht überschätzt zu werden. Selbst das vielfach wider die Causalitätsannahme aufgerufene Gesetz der Erhaltung der Energie ist, wie Boltzmann wiederholt anerkannt hat, nicht ohne hinreichende Latitüde. Gerade „der Satz von der Erhaltung der Energie läſst (als Integralgesetz) für die vollständige (differentiale) Beschreibung jedes physischen Systems, auf das er angewandt wird . . ., sogar der Einwirkung des Psychischen auf das Physische ohneweiters einen bestimmten, seitens der Mechanik näher zu umgrenzenden Spielraum". Sollte man aber an gewissen speciellen logischen und terminologischen Unbestimmtheiten, die dem Causalbegriff im engeren Sinne anhaften, Anstoß nehmen, so würde es der dualistischen Grundforderung und der psychologischen Kritik vollauf genügen, bloß von einer eindeutig bestimmbaren Abhängigkeit zwischen Physischem und Psychischem zu sprechen, ähnlich wie auch die modernste theoretische Physik sich anschickt, den gewöhnlichen Causalbegriff durch eine allgemeinere Abhängigkeitsbeziehung zu ersetzen.

Ausführungen über Traum, Hypnose, Naturell u. dgl. kehren wieder auf den empirischen Boden der Beziehungsthatsachen zurück und beschließen den allgemeinen Theil (S. 87).

Der erste specielle Theil umfaſst die Psychologie des Geisteslebens und behandelt im ersten Abschnitte die Vorstellungen. Unter den Wahrnehmungsvorstellungen erfahren die Empfindungen (das sind Wahrnehmungsvorstellungen von möglichst einfachem, physischem Inhalt) hinsichtlich Qualität (und Subqualitäten), Intensität, räumlicher und zeitlicher Bestimmungen sowie innerer Beziehungen zwischen den Species eingehende Behandlung. Charakteristischerweise folgen die Angaben der physikalischen und physiologischen Correlate erst nach. Die Fechner'schen Formeln erfahren durch Höfler eine selbständige mathematische Discussion, welche mit einer relationstheoretischen Deutung des Weber'schen Gesetzes correspondiert. Im Anschluſs an A. Meinongs wertvolle Abhandlung über die Bedeutung des Weber'schen Gesetzes („Beiträge zur Psychologie des Vergleichens und Messens") entwickelt Höfler seine relationstheoretische Auffassung an der Hand des Nachweises, daſs Unterschied und Verschiedenheit psychologisch nicht dasselbe seien. Der Unterschied von 2 *cm* und 1 *cm* ist dem von 1001 *cm* und 1000 *cm* gleich, allein die Verschiedenheit von 2 und 1 Einheiten wird psychologisch entschieden als größer aufgefaſst als jene von 1001 und 1000 Einheiten. Nichts anderes als diese allgemeine relationstheoretische Thatsache gelangt im Weber'schen Gesetz hinsichtlich der Beziehung von Reiz- und Empfindungsstärke zum Ausdruck. Der Meinong-Höfler'sche Standpunkt

verdient jedenfalls vollste Rücksicht bei allen zukünftigen kritischen Versuchen auf diesem Gebiete.

Gleiches gilt von einem Gedanken, den Höfler als erster in vollem Umfange für die psychologische Theorie und Praxis auswertet, nämlich dem Gedanken der „Gestaltqualitäten" (Ehrenfels' Bezeichnung) oder der „Fundierten Inhalte" (Name Meinongs, von Ehrenfels später ebenfalls angenommen). Gestaltqualität oder fundierter Inhalt ist die Termination der Thatsache, dass die weitaus meisten Vorstellungscomplexionen nicht durch bloße Summierung der Empfindungselemente (der Fundamente) zu dem anschaulichen Ganzen werden, als das sie uns gegeben sind. Das Bestehen eines die Empfindungselemente zusammenschließenden Bandes lehrt uns z. B. die psychologische Erfahrung, dass wir eine Melodie, die wir bisher immer nur in C-Dur spielen gehört hatten, auch in Fis-Dur wiedererkennen (Ähnlichkeitsurtheil), obwohl kein einziger Ton den früher gehörten gleich ist. „Wäre eine Melodie nichts weiter als eine Summe von Tönen, so wäre jenes unmittelbare Ähnlichkeitsurtheil nicht zu begreifen." Ebenso werden vermöge der gemeinschaftlichen Quadratvorstellung (fundierter Inhalt) drei verschieden gestellte Quadrate aus Punkten als Quadrate erkannt u. s. w. Das einfache und sichere Kriterium für das Vorhandensein einer Gestaltqualität oder eines fundierten Inhaltes ist „die Ähnlichkeit beim Transponieren (musikalisch, aber auch räumlich u. s. w. gemeint). Was trotz der transponierten Elemente unmittelbar als ähnlich zu erkennen bleibt, ist fundierter Inhalt". Einen wie wichtigen Fortschritt für die gesammte Psychologie dieser Begriff bedeutet, zeigt die Verwendung desselben in der Lehre vom Ich, von der Raumvorstellung und von den Leistungen der productiven Phantasie, ebenso bei der Analyse von Gefühls-Complexionen. Eine Analyse der Wahrnehmungs- und Phantasievorstellungen von psychischen Inhalten beschließt den ersten Abschnitt.

Der zweite Abschnitt hat die Lehre von den Urtheilen (der zweiten Grundclasse psychischer Phänomene) zum Gegenstande. Wahrnehmung ist nach Höfler eine Wahrnehmungsvorstellung, zu welcher ein Wahrnehmungsurtheil hinzutritt. Letzteres ist ein bejahendes, individuelles und gewisses Urtheil über ein Dasein und repräsentiert eine besondere Art der Sinnesurtheile überhaupt. Sinnesurtheile sind es, die bei den sogenannten Sinnestäuschungen als falsch charakterisiert sind, während als Urtheilstäuschungen bloß solche von der Art des successiven und simultanen Contrastes zu bezeichnen sind (falls man die Helmholtz'sche Contrasterklärung als richtig anerkennt). Das irregeleitete Sinnesurtheil (auf welches der Begriff „Schein" geht) zeigt sich im allgemeinen dem Überschätzungs-, beziehungsweise Unterschätzungsgesetze unterworfen: „Umstände, welche uns das Vergleichen in ungewohntem Maße erleichtern oder erschweren, lassen uns die Verschiedenheit größer, beziehungsweise kleiner scheinen, als sie in Wahrheit ist." Eine Irreleitung des Sinnesurtheiles nach anderer Richtung hin liegt auch beim Übergange einer Hallucination (des stärksten Grades von Vorstellungsproduction) in eine

Illusion vor, welche „eine hallucinatorische Vorstellung, verbunden mit einem irrigen Urtheil äußerer Wahrnehmung, bedeutet".

Während Höfler im Punkte der Wahrnehmungsurtheile die descriptive und heuristische Betrachtungsweise in den Vordergrund stellt, verhält er sich bei der Besprechung der Vergleichungsurtheile vorwiegend kritisch. Die Begriffe Merken, Merklich, Ebenmerklich, Unmerklich, Verschiedenheit und Unterschied, Distanz, Strecke, Abstand u. a. werden zunächst (mit Benützung der erwähnten Meinong'schen Studie über Vergleichen und Messen) sorgfältig analysiert und definiert und daran die oben berührte Discussion der Weber'schen und Fechner'schen Maßbestimmungen geknüpft. Ein Capitel über Aufmerksamkeit und Apperception bildet die Überleitung zur Untersuchung des Begriffes des Bewusstseins.

Nach Höfler nennen wir einen „psychischen Vorgang oder Zustand bewusst im ursprünglichen Sinne, d. i. gewusst, wenn und insofern er Gegenstand eines Wahrnehmungsurtheiles wird. Ein psychischer Vorgang sei unbewusst, heißt, er sei nicht Gegenstand eines auf ihn gerichteten Actes der inneren Wahrnehmung (actueller Sinn von ‚bewusst' und ‚unbewusst'). Im übertragenen Sinne wird ein psychischer Vorgang bewusst, beziehungsweise unbewusst genannt, je nachdem ihm schon die bloße Fähigkeit zu- oder abgesprochen werden soll, Gegenstand eines solchen Wahrnehmungsurtheils zu werden (potentieller Sinn von ‚bewusst' und ‚unbewusst')". Dass es nur im actuellen Sinne unbewusste psychische Phänomene gebe, erörtert Höfler auf Grund einer Reihe von empirischen Fällen. Diese Scheidung des zweifachen Sinnes von „unbewusst" macht den schier endlosen Streit begreiflich, schlichtet ihn aber auch.

Mit dem nun folgenden dritten Abschnitte des Buches, der mehrere besondere Classen von Vorstellungs- und Urtheilsinhalten behandelt, tritt der Verfasser in einige der schwierigsten Grenzgebiete zur Erkenntnistheorie, beziehungsweise zur Metaphysik ein und zwar in die Raum-, Zeit-, Außenwelt- und Ichfrage.

Von den hier gelieferten Gedankenentwicklungen, welche zu den besten des Buches gehören, erwähnen wir nur die Begründung einer nativistischen Theorie des Ursprunges der Raumvorstellungen (zum Theile im Anschluss an Hering und Stumpf), welche Theorie jedoch auf eine ausgiebige Verwertung empiristischer Momente der Weiterbildung (im Sinne von Helmholtz) keineswegs verzichtet. Die nativistisch gegründete Vorstellung eines dreidimensionalen Raumes erfährt eine logische Bearbeitung in den Axiomen der Geometrie.

In der Zeitlehre betont Höfler die Differenzierung von „Zeit der Vorstellung" und „Vorstellung der Zeit", in der Außenweltfrage jene kritischen Betrachtungen, die vom naiven Realismus zur Auffassung der Außenwelt als Ursache unserer physischen Erscheinungen überleiten. Die Erörterung der Art, wie wir dazu gelangen, von der Außenwelt unser physisches und psychisches Ich abzugrenzen, schließt den ersten Haupttheil des Buches (S. 386).

Der zweite, an bisher unbearbeiteten Problemen reichere Haupttheil behandelt die Psychologie des Gemüthslebens und beginnt mit einer Analyse der Gefühle.

Die Gefühle sind nach Höfler ebensowie die Vorstellungen und Urtheile nicht weiter reducierbare und definierbare Elementarphänomene, deren stets vorhandene psychische Voraussetzung diejenigen psychischen Erscheinungen (einschließlich ihrer Inhalte) sind, „an" welchen und „durch" welche wir Lust und Unlust haben. Nach der Art der psychologischen Voraussetzung theilt der Autor die Gefühle in Vorstellungsgefühle (worunter die sinnlichen Gefühle fallen) und in Urtheilsgefühle (zu denen die Wissensgefühle und Wertgefühle gehören), nach der Beziehung zu den Wertclassen in ästhetische, logische und ethische Gefühle.

Von den primitiven ästhetischen Gefühlen bespricht der Autor die Consonanz und Dissonanz (für deren Erklärung er vier Theorien aufzählt), die Farbenharmonie, die wohlgefälligen geometrischen Gebilde und Verhältnisse und findet die Grenze der vorästhetischen und ästhetischen Gefühle dort, wo zu den fundierenden Inhalten fundierte Inhalte, die ihrerseits Träger von Lust sind, kommen. „In den Schöpfungen des Künstlers," bemerkt der Verfasser, „ringt sein gesammtes psychisches Leben, soweit es seinem Vorstellungsleben ein charakteristisches Gepräge gibt, nach einem Ausdruck, der auch in den das Kunstwerk Nacherlebenden anschauliche Bilder von jenem Seelenleben des Künstlers zu erwecken vermag." Die logischen Gefühle werden dagegen definiert als diejenigen Lustgefühle, welche zur psychologischen Voraussetzung das Erleben von Evidenz als solcher haben. Demgemäß ist das reine theoretische Interesse die Lust an evidentem Urtheilen. Was endlich von Ethik in dem Werke geboten wird, findet sich unter dem zurückhaltenden Titel „Einige psychologische Vor- und Grundfragen der Ethik". Die Höfler'sche Betonung des Gefühlsfundaments und Kriteriums der Ethik im Gegensatze zu Kants abstractem Vernunftimperativ und zur rationalistischen Moralbegründung überhaupt fügt sich vollberechtigt in die Ergebnisse der vorausgehenden Gemüthspsychologie und erweist sich auch für die Psychologie des Begehrens, welche den letzten, großen Abschnitt (100 Seiten) des Werkes bildet, als fruchtbar.

Die Psychologie des Begehrens wird in drei Theilen abgehandelt: Beschreibung der Begehrungen, namentlich des Wollens, Wirkungen des Wollens, Ursachen des Wollens. Als Begehren wird dasjenige psychische Element bezeichnet, „welches dem Wollen und Wünschen, dem Streben und Widerstreben, Verlangen und Verabscheuen, auch Gelüsten und Begierden u. s. f. gemeinsam ist". Das Wollen ist gewissermaßen die vollkommenste, entwickeltste Art der Begehrungen sowohl nach der positiven Seite (velle) als nach der negativen Seite (nolle) hin, welche vom Fehlen jedes Wollens (non velle) sorgfältig zu scheiden ist. Jedenfalls fällt weder das Wünschen noch das Wählen (beziehungsweise Entscheiden) mit dem Wollen begrifflich zusammen. Für die Beurtheilung der physischen Wirkungen ist zunächst die Scheidung von gewollten und ungewollten Bewegungen (Reflex- und automatischen Bewegungen, In-

stinctbethätigungen) sowie die Entwicklung der ersteren aus den letzteren und die Mechanisierung ursprünglich gewollter Bewegungen von Wichtigkeit. Auf das reiche Material, welches der Autor bei der Behandlung dieser verzweigten Problemcomplexe verarbeitet hat, können wir leider hier nicht eingehen, ebensowenig auf dessen Ausführungen über die Sprache und ihren Ursprung. (In der Ursprungfrage neigt Höfler entschieden mehr zu Marty als zu Steinthal.) Von den psychischen Wirkungen des Wollens analysiert Höfler eingehend den Einfluss des Wollens auf das Vorstellen, beziehungsweise dessen Verlauf, auf das Urtheilen, Fühlen und Begehren.

Unter dem Titel der Ursachen des Wollens wird zunächst das berühmte Problem der Willensfreiheit abgehandelt. Vorbedingung jeder Discussion ist jedenfalls die Unterscheidung dreier Bedeutungen des Wortes „Willensfreiheit“. Der Vertreter der „psychologischen Willensfreiheit“ behauptet die unbestreitbare „Freiheit des Thuns dank seinem Wollen“. Die These der „metaphysischen Willensfreiheit“ dagegen läuft auf die Lehre hinaus, dass der Willensentschluss nicht restlos unter das Causalgesetz falle (Indeterminismus im engeren Sinne). Letzterer Lehre steht der Determinismus mit der Ansicht einer durchgängigen Causierung des Willens durch Motive (actueller Theilgrund) und Charakter (dispositioneller Theilgrund) entgegen. Höfler lehnt es ab, die metaphysische Seite der Willensfrage auf psychologischem Boden zu entscheiden, da sie mit der Auffassung des Geltungsbereiches des Causalgesetzes verknüpft ist. Zu den erwähnten beiden Bedeutungen des Begriffes „Willensfreiheit“ kommt als dritte jene, welche der These der sittlichen (ethischen) Willensfreiheit zugrunde liegt. Letzterer These zufolge ist dasjenige Wollen sittlich frei, „welches nichts anderes zum Ziele hat, als was dem Wollenden vermöge seiner bleibenden Willensdisposition, also seines Grundcharakters und seines auf Grund desselben voll entwickelten sittlichen Charakters wertvoll ist — also unabhängig von vorübergehenden Neigungen, Stimmungen, Launen, geschweige denn von pathologischen Willensdispositionen“.

Dass dem Problem der Willensfreiheit auch hohe praktische Bedeutung zukommt, zeigt der Einfluss des psychologischen Standpunktes auf einzelne Auffassungen der Zurechnung und Verantwortung. Der Abschnitt über dieses Grenzproblem von Psychologie, Ethik und Strafrecht (welcher Abschnitt vom Verfasser im Separat-Abdruck unter dem Titel „Sieben Thesen zu dem Vortrage von Liszt über strafrechtliche Verantwortung, gehalten auf dem Psychologencongress von 1896 in München“ veröffentlicht worden ist) enthält eine Reihe logisch scharfer Auseinandersetzungen, die in dem Nachweis gipfeln, dass die Zurechnungs- und Verantwortungsfrage in einem ganz bestimmten Sinne von der Determinismusfrage unabhängig sei. (Derselbe Gegenstand war 1896 auch Thema von eingehenden Discussionen in der Philosophischen Gesellschaft zu Wien gewesen.)

Der Verfasser konnte seinem Werke keinen harmonischeren Abschluss geben als durch ein Capitel über die Entwicklung eines sittlichen Cha-

rakters. Dass die psychologische Untersuchung des Autors die Theilargumente für die Bejahung der Möglichkeit einer Entwicklung in positivem Sinne, ohne dass hierbei den außerordentlichen Schwierigkeiten einer solchen Antwort aus dem Wege gegangen wird zu liefern imstande ist, fügt zu dem wissenschaftlichen ein praktisches Verdienst. In diesem Capitel wie überhaupt im Haupttheile über das Gemüthsleben versteht es der Autor, die theoretische Strenge mit einer gewissen schwungvollen Wärme der Diction zu verbinden, wie sie einer Besprechung der höchsten philosophischen Werte angemessen erscheint.

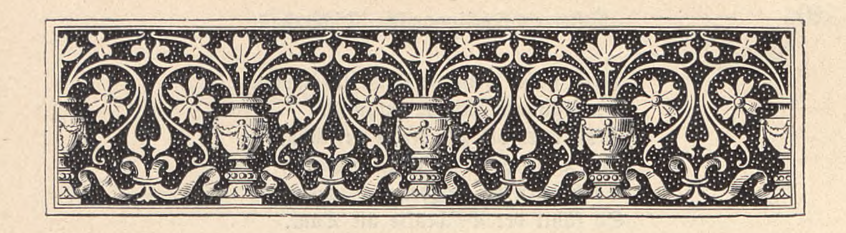
Durch das ganze Werk zieht sich der Geist streng inductiver Forschung, verbunden mit dem Streben nach logisch scharfer Thesenbildung, welche methodologischen Grundsätze den Physiker und Mathematiker verrathen.

Gleichzeitig mit der hier besprochenen Psychologie ist auch ein ganz kurzer Auszug daraus, welcher als Leitfaden beim Propädeutikunterrichte zu dienen bestimmt ist, erschienen. Es wird nun für den Gymnasiallehrer sehr angenehm sein, sich aus dem größeren Werke über die heuristische Seite jener Probleme informieren zu können, welche gerade Gegenstand des Unterrichtes sind. Die Logik Höflers hat sich neben seinem Leitfaden in dieser Weise trefflich bewährt.

Angesichts einer ganzen Reihe gediegener Arbeiten der letzten Jahre dürfen wir unsere Freude darüber nicht verhehlen, dass sich die Philosophie in Österreich in frischem Aufschwunge begriffen zeigt und selbstständige, aussichtsreiche Wege einschlägt. Nun mag endlich unser altes „Occidit miseros crambe repetita magistros" verstummen.

Wien. Dr. Josef Clemens Kreibig.





Österreichisch-Ungarische Dichterhalle.

Hochsommer.

Innsbruck. Von Anton Renk.

Hand in Hand geht man im Walde,
Du mein blondes Sommerkind,
Danken wir dem blauen Tage,
Dass wir so voll Sehnsucht sind!
Sommerhochamt: Lichterfunkeln,
Wälderweihrauch, Klängewehn,
Und den Kelch erhebt die Liebe,
Gnadenspendend, ungesehn.
Lass Dich küssen und Dir schauen
Tief beseligt ins Gesicht —
Und der Wald mit Orgeltönen
„Heilig, heilig, heilig" spricht!



Des Königs Klage.

Görz. Von Karl Coronini.

Es blickt ein König vom Erker
In die helle Mondnacht hinein,
Aufseufzend aus vollem Busen:
Ach, endlich, endlich allein!
O, wüsstet Ihr, die Ihr beneidet
Der Krone weit leuchtenden Schein,
Wie trügerisch gleißend die Fassung,
Die Perle wie jämmerlich klein!
Tagsüber Beschwerden und Klagen,
Zur Hälfte wohl nimmer gestillt,

Dazu Hass, Missgunst, Verleumdung,
Die jeglichem Munde entquillt.
Denn leert bis zur Neige der König
Für Dürftige auch seinen Schrank,
So höhnen sie trotzdem: „Zuwenig!"
So fühlt der Beschenkte nie Dank.
Und nächtens die lastende Sorge,
Die plump an den Schlummer sich hängt
Und neidisch der Träume Gegaukel
Vom Ruhekissen verdrängt.
Des Lebens alltäglich Bedürfnis
Von Mühsal und Kummer zwar frei,
Kein Wagen jedoch und kein Hoffen
Im reizlosen Einerlei.
Und was der gesammten Menschheit
In innersten Tiefen ruht,
Der sehnende Zug nach dem Gleichen,
Ja, dieses hochheilige Gut:
Wie wird es nur jenem verkümmert,
Der über die Völker gestellt —
Traun, Bettler sein wollte ich lieber,
Zu Bettlern als Bruder gesellt!...
Da tönt von des Weihers Gestade
Herüber des Spielmanns Gesang
Und wirbelt hinauf zu dem Erker
Die Epheuranken entlang:
„O, wüsstet Ihr, die Ihr dort thronet,
Wie bitter, wie bitter die Noth,
Wie viele der Thränen es kostet,
Der Armut verschimmeltes Brot!
Wie hart unser kärgliches Lager
Wie unsere Hütte so kalt,
Wie niemals erfülltes Verlangen
Die Hände zu Fäusten uns ballt!
Doch die Ihr im Überfluss schwelget,
Ihr kennet nicht unsere Pein —
Wie schmeichlerisch locket die Wonne,
Ein mächtiger Herrscher zu sein!..."
Still wird es. Der König sinnet,
Das Antlitz vom Mondlicht umspielt,
Vor seinem Geiste entrollt sich
Des Elends durchschauerndes Bild.
Und kräftig schellt er dem Diener:
„Dem Spielmann dort reiche dies Gold,
Und wenn er von neuem singet,
Dann bringe ihm neuen Sold!

Mehr frommt es, zu mildern, zu lindern
Als selbst zu empfinden das Leid —
Beim Himmel, im Dasein des Königs
Gibt's auch eine Seligkeit!"



Mittagszauber.

Innsbruck. Von Franz Kranewitter.

Mittagsstille ruht der Wald,
Buntgefleckte Falter fliegen,
Und das Haupt verschlafen wiegen
Rings die Blumen mannigfalt;
Leise in der Luft verschwillt
Aus der Ferne Herdenläuten,
Und mir füllt der Seele Weiten
Eines lieben Traumes Bild.



Der Obstgarten.

Von L. v. Mertens.

Wien. (Fortsetzung.)

Der reiche Mann gieng im Saale auf und nieder.

„In diesem herben Mädchen liegt etwas Besonderes," dachte er. „Sie ist in der That von einem hohen Sockel herabgestiegen in diese langweilige, hässliche Welt und findet sich so abgestoßen davon wie ich selbst. Dummes Zeug, ich phantasiere wie ein überspannter Poet! Aber das Kind hat etwas an sich, was es von dem hungernden Pöbel unterscheidet. Es hat den Adel der Schönheit und den Trotz der Selbstüberhebung. In diesem Alter verstellt man sich nicht, man empfindet, hasst oder liebt redlich. Bis man durch Erfahrung verbittert, durch Gold verkauft oder durch Genuss abgestumpft wird. Dann schleicht man in der Dämmerung des Lebens hin, verkriecht sich, fischt im Trüben oder legt sich hin, um zu schlafen. Ich bin schläfrig, aber das Absonderliche vermöchte mich zu reizen."

Herr Werner setzte sich, er zündete eine Cigarre an und empfand sich beinahe behaglich.

„Goldene Jugend," rief er aus, „welch einen Glanz verbreitest Du um Dich her! Wie belebt sich alles vor Deinen Augen, unter Deinen Tritten! Die Erde wird zum weichsten Teppich, die rauhesten Steine werfen sich nicht als Hindernis in den Weg, sie regen nur die Kraft und den Muth an. Wie froh und wie stark war ich als Jüngling! — Das Mädchen schmuggelte mir die Jugend ins Gemach. Es trug mir den Reiz, die volle, unverstandene Schönheit entgegen, den Reiz, welchen ich seit Jahren nicht mehr empfinden konnte."

Nach einer kleinen Weile trat Herr Werner vor den hohen Spiegel. „Ich bin ja noch immer kein Greis geworden. Sollte denn einzig nur das Geld . . .?“

Der reiche Mann warf einen misstrauischen Blick um sich.

„Verfluchter Gedanke! Gibt es nur Käufer und Verkäufer?“

Der reiche Mann griff nach seinem Hute, missmuthig verließ er das Haus, welches ihn so weich auf schwellende Kissen bettete. Er schritt hinaus auf die breite Straße, wo er sich bald im Gedränge der Tausende verlor.

❦

Der Abend des ersten Decembers war so mild, und die Sterne funkelten am Himmel. Marie hatte in ihrem Stübchen keine Rast; die Mutter schlief unruhig.

Da nahm das Mädchen ein warmes Tuch um Kopf und Schultern und gieng in den Obstgarten. Als es hinaustrat in den schweigenden Garten, stieg der Mond gerade empor und beleuchtete die Mauern, das kleine Haus, die stillen Gänge zwischen den blätterlosen Bäumen. Das Licht ergoss sich so schrankenlos, der entlegenste Winkel schimmerte.

Ein lauer Südwind erregte die kahlen Wipfel. Marie warf das warme Tuch ab und wandelte im Gärtchen auf und nieder.

„Was wollte der mächtige Mann mit seinem Kusse?“ dachte sie. „Mit seinem überraschenden Versprechen, das stets vergessene Haus, die kranke Mutter zu besuchen? Erst lehrte mich die Mutter mit strengem Blicke, die Männer zu fürchten, dann bat mich Friedrich flehend, mich niemals allein den Blicken dieser Männer auszusetzen. Ist denn solche Gefahr bei ihrer Begegnung? Der mächtige, reiche Herr will für meine Mutter Sorge tragen, für meine Mutter, um deren Wohlbehagen er sich doch niemals gekümmert hat? Da weiß ich mir gar nicht zu rathen.“

Der silberne Mond stand strahlend über dem Garten. Das arme Mädchen fühlte sich gedrängt, an höhere Mächte sein ganzes Herz zu wenden. Der Himmel mit seinem Lichte blickte so hehr und still auf die Menschen herab.

Das junge Mädchen kniete andächtig nieder und betete. „Lieber Gott! Beschütze mich vor allem Übel, auch wenn ich es nicht verstehe! Ich bitte Dich, wende jedes Unglück von mir ab! Ich fürchte mich und weiß eigentlich gar nicht warum. Liebe Mutter Gottes, komm heute nachts zu mir im Traume, und sage mir, was ich thun soll! Ich will Dir ganz, ganz vertrauen, Dir allein, denn meine Mutter wird auch nicht wissen, was sie thun und was sie sagen soll. Ich bitte Dich auch, beschütze den Friedrich, denn er ist doch ein guter Mensch, der seinem Vater gehorcht.“

Marie betete noch ein Vater Unser und so flehentlich, dass ihr die Thränen über die Wangen rannen. Aber sie ward völlig stark dabei, durch ihre Glieder ergoss sich eine ihr früher unbekannte Kraft, so dass sie sich ganz beruhigt durch den Garten nach dem verfallenden Hause zurückbegab.

❦

Zwei Tage später war ein trübes Winterwetter eingetreten. Das Haus, der Garten waren wie verschleiert durch die nebelfeuchte Luft. Marie saß mit ihrer Mutter am Tische, und die beiden nähten emsig an alten Kleidern. Ein abgetragener Rock der Mutter sollte für die Tochter in Stand gesetzt werden.

Da klingelte es heftig an der Gartenthüre. Marie eilte zu öffnen. Welch ein Schrecken übermannte sie, als sie den Eigenthümer des Gartens vor sich stehen sah! Draußen wartete die Kutsche, eine Kutsche mit zwei stolzen, schnaubenden Rappen.

Der reiche Mann grüßte freundlich. Marie musste ihn nach der dumpfen Stube führen, wo die Mutter, halb todt vor Erstaunen und Angst, sich am Tische festhielt. Sie erwartete, der stolze Herr wolle ihr den Dienst aufkündigen.

„Welch eine elende, ungesunde Stube Sie hier bewohnen!" rief der Mann. „Meine gute Frau Berger, mich wundert nur, dass Sie daran nicht längst gestorben sind!"

„Ich habe mich in diesen zwanzig Jahren daran gewöhnt, gnädiger Herr!" sagte die Alte mit einem linkischen Knixe.

„Ich bin nicht willens," erwiderte der Dienstgeber wie unmuthig, „dass meine Leute Schaden durch mich erleiden. Ihr Mann war überdies ein Muster von Fleiß und Treue. Dies der Grund, weshalb ich seine Witwe mit der Wartung des Gartens betraut ließ. Aber Sie hätten sich über den jämmerlichen Zustand des Hauses beschweren sollen, Frau Berger!"

Die alte Gärtnerin wischte sich gerührt und in Demuth die Augen aus.

Der gütige Herr wandte sich jetzt der Tochter zu. „Liebes Kind," sagte er mit einschmeichelndem Tone, „sorgen Sie von heute an für das genügende Befinden Ihrer kränklichen Mutter! Sie scheinen mir so klug zu sein, als es sich für Ihr jugendliches Alter geziemt."

Herr Werner griff nach seiner Brieftasche und legte einige Banknoten auf den Tisch. Die Alte weinte heftig.

„Leben Sie wohl, liebe Frau," sagte der Gütige, „und beherzigen Sie meinen Willen!"

Nur Marie durfte den Gebieter an die Gartenthüre zurückbegleiten. Der Mann blickte lächelnd auf das wunderschöne Mädchen herab. Er nahm Mariens kleine Hand in die seinige und drückte sie fest.

„Mein allerliebstes Mädchen," flüsterte er, „Dein Gesicht und Deine nette Gestalt passen gar nicht zu diesen Umgebungen! Du siehst leibhaftig wie eine Prinzessin aus. Aber Dein ausgewaschenes Kleid ziert so wenig Deinen schlanken Leib als das dunkelblaue Leinwandtuch Deine nussbraunen Haare. Ich wollte Dich gerne kleiden wie eine echte, rechte Prinzessin, und Du solltest im Wagen fahren, wenn Du mir einen echten, rechten Kuss gäbest. Und nicht einen einzigen! So oft ich nur den Mund nach Deinem allerliebsten kleinen Mund spitzte."

Marie war sprachlos geworden. Doch der heitere Mann besann sich nicht lange und drückte rasch einen Kuss auf die lockenden korallen-

rothen Lippen des holden Mädchens. Dann eilte er der Thüre zu, drehte den Schlüssel, grüßte scherzend und trat auf die Straße hinaus.

Die betroffene Jungfrau stand wie ein Erzbild ohne Regung.

❦

Als der reiche Mann die untere Halle seines Hauses durchschritt, überraschte ihn zum erstenmale die hohe Schönheit, die Harmonie des Baues. Wie oft hatte sein Auge jene Säule, diesen Pfeiler betrachtet, auch die Fresken an der Wand belobt, aber heute wölbte sich der edle Bau über seinem Haupte, die Wände schienen zurückzuweichen, um der breiten Treppe Raum zu gönnen.

Und er selbst stieg mit Befriedigung die Stufen hinauf, denn es war ihm, als ob all diese Pracht dem Gebieter diene.

Oben an der Treppe blieb er einige Augenblicke vor dem Marmorbild einer Aphrodite stehen. Sein Auge maß tastend die jugendlich schlanken Formen.

„Ich bin ungerecht gegen die Künstler gewesen. Denn sie fassten einzelne Schönheiten, untergeordnete Reize zum Einklange der Schönheit zusammen. Auch die Natur macht es bisweilen so. Und aus dem Einklange der Form kommt der stille Zauber über uns, der uns über das Gemeine erhebt. Und wir stecken gewöhnlich so tief im Sumpfe! Nicht im Sumpfe, wollte ich da sagen, nur in der allgemeinen Noth, uns zu nähren, uns auszuruhen, uns fortzupflanzen, die ewig gleichen Tage zu ertragen. Die Naturnothwendigkeiten haben uns zu Sclaven gemacht. Aber die ungewöhnliche Schönheit, sei es in der Kunst, sei es in der Natur, befreit uns, sie hebt uns rasch und stark empor über die Noth des Tages."

Der reiche Mann durchwandelte die Reihe der Zimmer. Er beobachtete absichtlich und blieb befriedigt. Er hatte bisher der Mode gehuldigt, dem Baukünstler, dem Bildner, dem Maler vertraut.

Heute jedoch empfand er, dass sein neues Haus eine volle Schöpfung der Kunst sei. Bis zum Kleinsten hinab, denn er hatte anderen reichen Leuten, was den Geschmack betrifft, nicht nachstehen wollen und den Bau, ja selbst die Zeichnung der Geräthschaften dem bewährten Meister überlassen.

Herr Werner setzte sich in den Saal, welcher die Mitte des Hauses bildete. Ihm war so behaglich zumuthe, denn er genoss in stiller Seele, was der edle Genius eines Künstlers vor ihm zur Anschauung hergezaubert hatte. Eines schien zu fehlen unter diesen Formen, unter dem Einklang erfreuender Farben. In der hohen Menschenschönheit allein gipfelt und krönt sich alle Schönheit.

Vor des reichen Mannes Phantasie stand das arme Mädchen mit dem blauen Tuche über dem Kopfe, gehüllt in ärmliches Gewand.

Welche Einheit in Form, Gedanken und Empfindung trat ihm in der menschlichen Gestalt entgegen! Aus dem Weibe blickt und redet der Geist in der Natur. Und dieser Geist ist nur die Liebe, gebend, empfangend, ausgleichend in Schmerz und Lust. Es ist die Erde, durch-

geistigt, frei geworden durch die Kraft, gefesselt durch den Trieb, und so geht das Weib hin jauchzend und in Thränen, dazu bestimmt, Mutter des irdischen Herrschers zu werden.

Die Maid im ärmlichen Gewande stand vor der Phantasie des reichen Mannes. Sie neigte schamhaft das kleine Haupt. Des Kleides Falten flossen um den schlanken Leib, als wollten sie den Reiz urschöner Formen geheimnisvoll verhüllen. Aus den braunen Augen blickte die Sanftmuth, auf der glänzenden Stirne zeigte sich der edle Trotz der Selbständigkeit. In ihren holdgeschwellten Armen lag die Kraft, in ihrer Bewegung die Anmuth. Es war das Weib in seiner hohen, doch unbewussten, noch jungfräulichen Schönheit.

Herr Werner dachte jetzt an sich selbst. Üppige Weiber hatten ihn während seiner ersten Jugend — Adonis, in späteren Tagen — Herakles genannt. Er hob sich rasch aus dem Stuhle und trat auf den Balkon. Die feuchte Decemberluft spielte mit seinen Haaren, der frische Wind kühlte seine Wangen.

❦

Die alte Gärtnerin plättete mit dürren Händen die Falten ihres schmutzigen Rockes. Die Banknoten des reichen Mannes lagen vor ihren Augen auf dem Tische.

Da trat Marie in die Stube. „Mutter," sagte sie, „der Herr hat mich geküsst und mich schön zu kleiden gelobt! Ich zittere noch, wenn ich daran denke."

Die Alte wurde feuerroth. Sie schämte sich bis ins Innerste vor ihrer Tochter, denn sie hatte es durchs Fenster wahrgenommen, wie der gnädige reiche Herr das schöne Kind zärtlich an sich gedrückt.

„Was sagst Du da?" rief sie ganz verlegen aus.

„Mutter," sprach das junge Mädchen, „das ist eine Sünde! Es muss eine Sünde sein, sich eines schönen Anzuges halber von einem fremden Manne küssen zu lassen. Ich habe es gleich weg gehabt, dass dies unrecht ist."

„Freilich ist dies nicht recht, Kind!"

„Ich habe auch an den Maler gedacht. Herr Friedrich würde in den größten Zorn darüber gekommen sein."

„Lass nur den Maler, Du dummes Kind! Was geht uns dieser Mensch noch an? Er sorgt weder für Dich, noch für mich."

Die Alte gieng einigemale durch die Stube, stieß giftig bald einen Stuhl von sich, bald den Tisch und sah mit schiefem Blick die Banknoten an. Dann setzte sie sich auf einen Schemel und brach in Schluchzen aus.

Marie beugte sich über die Mutter und streichelte ihr die Wangen.

„Was weinst Du denn, Mutter? Es ist ja nichts da, um darüber zu weinen. Da sieh nur das viele Geld, das der gute Herr gebracht hat! Du kannst Dir dafür was Gutes zu essen kaufen und Wein und ein warmes Tuch oder Kleid für den Winter."

„Bist Du denn gar so dumm, Marie? In Deinem Alter war ich anders. Merkst Du denn nicht, dass der gnädige Herr mir das

viele Geld nur um Deinetwillen geschenkt hat? Hat er sich jemals um mich gekümmert, ehe er Dich gesehen?"

Marie wusste nicht, was sie darauf antworten sollte.

Ärgerlich fuhr die Mutter fort: „Die reichen Leute meinen, weil sie sich für ihr Geld schöne Häuser und Wagen und Pferde kaufen können, so könnten sie auch für ihr Geld Unterhaltung mit den schönen Mädeln haben."

„Bei mir, Mutter, würde er wenig Unterhaltung finden! Ich weiß ja gar nichts in der Welt."

Die Alte stieß das Mädchen zornig zurück und fiel in stärkeres Schluchzen.

Marie trat an den Tisch und sprach: „Mutter, dieses Geld gehört einmal uns, Herr Werner hat es uns geschenkt, und ich werde gleich gehen, Dir Fleisch und Wein zu kaufen! Da hat niemand etwas drein zu reden. Und käme der Herr jetzt in unsere Stube herein, so würde ich es ihm ins Gesicht sagen."

„Lass das Geld liegen," brummte die Alte, „es ist Sündengeld!"

„Du bildest Dir dies alles nur ein, Mutter! Was haben wir denn Schlechtes begangen? Ich werde es im Laden erzählen, dass uns der Herr das viele Geld aus Barmherzigkeit geschenkt hat."

Da stieg der Alten Zorn. „Du willst es auch noch erzählen? Unsere Schande erzählen? Dich damit breit machen?"

„Unsere Schande, Mutter? Gottlob, nun geht mir das Licht auf! Du musst es ja besser verstehen als ich, die ich noch wenig mit fremden Leuten geredet habe. Wie böse muss dieser Herr sein, wenn er uns Schande bringen will! Da will ich mich hüten vor jedem Worte mit ihm."

Marie wurde ordentlich größer.

„Mutter," fuhr sie fort, „wäre es dann nicht besser, Du trügest das Geld zu dem Herrn zurück?"

Die Alte schluchzte heftig. „Freilich," sagte sie mit stotternder Stimme, „muss ich das viele Geld zurücktragen."

„Thue es, Mutter!"

(Schluss folgt.)



Für die Redaction verantwortlich: Franz Grünanger.
K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.